Dienstag, den 1. Januar 1929

Lodzer Volkszeitung

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 35 Groschen

Nr. 1. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit" beigegeben. **Abonnementspreis:** monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 5.00, wöchentlich Zl. 1.25; Ausland: monatlich Zl. 8.—, jährlich Zl. 96.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 35 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
Hof, links.
Tel. 36 90. Postscheckkonto 63.508
Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30 bis 3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

7. Jahrg.

Polen zur Jahreswende.

Das neue Jahr wird innerpolitisch mit dem Kampf um die Verfassung eröffnet werden. Dieser Kampf wird jedoch weniger um die Staatsform als um die Beherrschung des Staates geführt werden. Den heutigen Machthabern geht es nämlich darum, die Verfassung ihren Sonderinteressen anzupassen, um dadurch ihre Position zu stärken. Ob dieses Vorhaben glücken wird? Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so muß daran gezweifelt werden. Auch die klügeren und ernsteren Gegner der heutigen Verfassung werden es über kurz oder lang einsehen, daß es nicht gut ist, die Rechnung ohne den Wirt zu machen und die große Mehrheit des Volkes ist nun einmal nicht dafür, die Vergangenheit wieder heraufzubeschwören, wo ein paar Schlachtschitzen die Macht im Staate ausübten, deren Rolle heute eine Klique von Obersten spielen will. Das Volk ist mündig und souverän, es hat die Demokratie schätzen gelernt und duldet auf die Dauer keine Bevormundung und Drangsalierung, auch wenn die hitzigen Verfassungsreformer noch so laut mit dem Säbel rasseln.

Der Kampf um die Verfassung wird um so schwerer sein, als uns im neuen Jahr auch noch andere innere Auseinandersetzungen bevorstehen. Unter der Beamtenschaft gärt es. Sie sind unzufrieden über das Verhalten der Regierung, die die Staatsbeamten immer wieder auf ein besseres Morgen vertröstet. Angeblich sei kein Geld für eine Aufbesserung der Gehälter vorhanden. Neue Steuern sollen eingeführt werden, um diese Mehrausgaben zu decken. Bei der Festsetzung des Budgets des Kriegsministeriums kannte man nicht diese Skrupel. Nach dem Maiumsturz ist das Budget dieses Ministeriums um 130,5 Millionen Zloty gestiegen und schwoll auf 741,3 Millionen an. Im Budget für das nächste Jahr sind für Kriegs- und Militärzwecke sogar 794,8 Millionen Zloty vorgesehen. Den Staatsbeamten aber knurrt der Magen. Die Lage der vielen Hunderttausenden von Industriearbeitern ist jedoch noch viel trostloser. Handelsminister Kwiatkowski hat kurz vor Weihnachten unsre Wirtschaftslage ziemlich rosig geschildert. An dem von unsren Regierungsleuten zur Schau getragenen Optimismus haben wir uns jedoch schon gewöhnt. Die wirtschaftliche Depression ist nicht mehr so groß wie in den letzten Krisejahren, doch zeigt die wieder beängstigend ansteigende Zahl der Arbeitslosen, daß wir von einer Gesundung der Wirtschaft im Sinne des Handels- und Industrieministers noch weit entfernt sind. Die Wirtschaftskämpfe werden auch im neuen Jahre nicht ausbleiben, ja sie werden noch schärfer ausfallen, weil die Klassengegensätze sich immer mehr zuspitzen.

Außenpolitisch ist eine Entspannung eingetreten, obwohl Erfolge gerade nicht zu buchen sind. Die Entspannung ist jedoch mehr der friedlicheren Gestaltung der internationalen Politik zuzuschreiben, als unsren eigenen Bemühungen. Außenminister Zaleski hat sich im vergangenen Jahre wiederholt für die Kontinuität der Locarno-Politik ausgesprochen. Auch der Beitritt zum Kellogg-Pakt wird als Fortsetzung dieser Politik betont. Doch diesem Geiste wurde nicht immer Rechnung getragen. Bei mehr Einsicht und politischer Klugheit hätte so manches erreicht werden können, was die Beziehungen zu unseren Nachbarn freundschaftlicher gestaltet hätte. Statt dessen hat man sich in eine unheilvolle Bündnispolitik mit Rumänien eingelassen und immer wieder Versuche unternommen, mehr Einfluß auf die Baltenstaaten zu erlangen, um sie für ein Bündnis unter polnischer Vorherrschaft zu gewinnen. Auch mit der Kleinen Entente wurde geliebäugelt, was natürlich die Nachbarn nicht gerade freundlich stimmen konnte. Litauen betrachtet sich noch immer als mit Polen im Kriegszustand befindlich, der Streit um Wilna geht fort, selbst der Völkerbund hat versagt, um aus diesem Konflikt einen modus vivendi zu finden. Polen hat gewiß gegenüber den Extravakanzen des Herrn Woldemaras eine große Geduldprobe gezeigt. Doch der Fehler, den sowohl Polen als auch Litauen begehen, besteht darin, daß die Unterhändler sich gleichsam mit dem Revolver in der Hand an den grünen Tisch setzen, so daß beide Parteien gewärtig sein müssen, daß der Revolver der Gegenseite jeden Augenblick losgehen kann.

Mit Rußland sind die Beziehungen nicht gerade unfreundlich, doch muß die polnische Bündnispolitik bei den Russen Mißtrauen erwecken. Die Reisen des französischen Generals Le Rond sowie die gegenseitigen Besuche der Militärs werden von den Russen als ein Versuch angesehen, die Einkreisungspolitik, die vor dem Kriege gegen Deutschland geführt wurde, auch gegen Rußland zu betreiben. Man erwartet dabei den gleichen Erfolg. Unsere Politiker sollten es jedoch schon wissen, daß der Bolschewismus von außen nicht so leicht niedergerungen werden kann. Alle Bemühungen in dieser Richtung haben bisher mit einem großen Mißerfolg geendet. Die Bauernfrage ist das große Problem der russischen Diktatur. Gelingt es den russischen Machthabern nicht, diese Frage zu lösen, dann bricht der Bolschewismus von selbst zusammen. Die russischen Bauern klopfen schon vernehmlich an die Tür des Ssowjetreiches und fordern eine neue Regelung der Bodenfrage. Wenn erst der russische Bauer das Gewicht seiner Millionenzahl in die Wagschale der Wirtschaft wirft, dann sind die Tage der Vorherrschaft der kommunistischen Partei gezählt. Dies wissen die Führer des Bolschewismus nur zu gut. Deshalb hüten sie sich vor einer ausgesprochenen imperialistischen Politik, die ihre Lage im Inneren des Landes nur noch mehr gefährden könnte. Anderseits aber nützen sie die Einkreisungspolitik aus, um die unzufriedenen Massen mit dem Gespenst eines Krieges zu schrecken, der angeblich von England und Frankreich im Verein mit Polen vorbereitet werde. Die polnische Außenpolitik gegenüber Rußland darf daher keine Politik auf lange Sicht, sondern Realpolitik im wahrsten Sinne des Wortes sein. Deutschland hat erst dieser Tage mit Rußland einen Handelsvertrag abgeschlossen. Polen konnte sich bisher nicht dazu entschließen, obwohl es Lebensinteresse für unsere Wirtschaft, vor allem der Textilindustrie, ist, den russischen Absatzmarkt wiederzugewinnen.

Der handelsvertragslose Zustand mit Deutschland ist ebenfalls auf die Dauer unhaltbar. Die Schäden, die dadurch der Wirtschaft beider Länder zugefügt werden, sind bedeutend. Die Vernunft und Einsicht muß endlich siegen. Wir sind in dieser Beziehung Optimisten und wollen hoffen, daß es in Bälde zum Abschluß eines Handelsvertrages kommen wird. Weniger erfreulich dürften sich die Beziehungen auf rein politischem Gebiet gestalten. Die Politik der Nadelstiche muß aufhören. So verständlich die Sorge um die polnischen Grenzen ist, so muß doch die Forderung nach Nichträumung des Rheinlandes, weil dadurch die Integrität des polnischen Staates gefährdet werden könnte, in Deutschland nur Mißstimmung und Unwillen hervorrufen. Zaleskis Erklärungen sowie der Beschluß der Sejmkommission für Auswärtiges zu dieser Frage hat nicht nur in Deutschland, sondern auch in verschiedenen Kreisen des Auslandes Befremden erregt. Durch diese ständigen Erklärungen erreicht man gerade das Gegenteil, denn Polen erweckt damit den Anschein, daß es nicht viel von den internationalen Verträgen hält. In Locarno hat Deutschland Frankreichs Grenzen anerkannt. Aber auch gegenüber Polen hat es die feierliche Verpflichtung übernommen, eine Revision des Vertrages nur auf friedlichem Wege anzustreben. Deshalb ist der Versuch, die Räumungsfrage von der Sicherheit Polens abhängig zu machen, weder klug noch zweckmäßig gewesen, um so mehr, als Frankreich sich in Lugano mit der Sachverständigungskommission zur Regelung der Reparationsfrage einverstanden erklärt und damit Polen zu verstehen gegeben hat, daß es bereit zur Räumung ist, wenn Deutschland nur zahlt.

Es wird in letzter Zeit immer lauter von einer Revision des Versailler Vertrages gesprochen. Nicht nur Lloyd George setzt sich dafür ein, sondern auch verschiedene andere angesehene Politiker. Die Hearst-Presse, die in Amerika am meisten gelesen wird, führt einen wahren Feldzug gegen Versailles. Und dann sind auch in diesem Jahre Neuwahlen in England zu erwarten. Die letzten Ergänzungswahlen in London und anderen Städten haben deutlich gezeigt, daß die Arbeitspartei im Anmarsche ist. Die europäische Politik Englands kann sich also an einem Tage ändern.

Die für Polens Außenpolitik verantwortlichen Männer müssen daher die Hand am Pulsschlag der Zeit halten, um rechtzeitig die verschiedenen Strömungen zu fühlen und sich danach einzustellen. Eine Neuorientierung tut uns not, auch wenn wir in diesem Jahre keinen Sturmwind der neuen Zeit erwarten, der die Grenzen niederreißt und aus dem uneinigen Europa einen einigen Vereinigten Europäischen Staatenbund entstehen läßt.

Armin Zerbe.

Wieder ein sozialistischer Wahlsieg.

Am Sonntag fanden in Petrikau die Wahlen in den Stadtrat statt. Sie brachten den Sozialisten einen glänzenden Sieg. Die P.P.S. konnte ihre Stimmenzahl seit den Sejmwahlen um 30 Prozent erhöhen. Sie errang 15 Mandate, früher hatte sie nur 12, die Bundisten konnten ebenfalls ihren Besitzstand von 3 auf 4 Mandate erhöhen, so daß sie zusammen mit den Zionisten, die 1 Mandat erhielten, eine gesicherte und beständige Mehrheit im Stadtrat bilden können. Der Block verfügt jetzt über 20 Stadtverordnete auf 33.

Bezeichnend für die Stimmung unter der Wählerschaft ist die Niederlage der Sanacja. Die Herren Sanatoren gingen weder mit Demagogie noch Geld sparsam um. Trotzalledam konnten sie ihren Besitzstand nicht halten und gingen von 5 auf 4 Mandate zurück.

Auch die Endeken verloren ein Mandat. Sie verfügen im neuen Stadtrat nur noch über 6 Mandate. Auf die kommunistische Liste, die ungültig erklärt wurde, wurden nur 374 Stimmen abgegeben.

Der Sekretär des Gdinger Hafenkommandanten als Paßfälscher.

Der Sekretär des polnischen Hafenkommandanten in Gdingen, Toraszkiewicz, wurde in Danzig als Hauptbeteiligter einer Bande von polnischen Paßfälschern verhaftet. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß die Bande falsche Auslandspässe gegen Bezahlung vermittelte und zu diesem Zweck eigene Büros in Gdingen, sowie auch im Gebiet der Freien Stadt Danzig und im Auslande unterhielt. Drei Mitbeteiligte, die auch Betrügereien mit Sparbüchern der polnischen Postsparkasse verübten, konnten ebenfalls dingfest gemacht werden.

Sie sind erstaunt.

Polnische Blätter äußern indirekt Erstaunen darüber, daß der Militärattaché bei der polnischen Gesandtschaft in Berlin, Oberst Morawski, im Namen des Kriegsministers die deutsche „Reichswehr" zur Teilnahme an den internationalen Schneesport-Wettkämpfen in Zakopane eingeladen hat.

Der russische Gesandtschaftssekretär abberufen.

Wie aus Warschau gemeldet wird, ist in den nächsten Tagen die Abberufung des ssowjetrussischen Gesandtschaftssekretärs Arkadjew zu erwarten. Zu seinem Nachfolger soll bereits der Gesandtschaftssekretär in Riga, Kurjatkow, ernannt worden sein.

Dampferkatastrophe.

Hamburg, 31. Dezember. Im Nordfahrwasser der Ostsee ist im dichten Nebel ein bisher noch unbekannter Dampfer gesunken, Der holländische Dampfer „Batavia", der von Hamburg ausgelaufen war, ist in beschädigtem Zustande zurückgekehrt. Das Schiff ist vermutlich mit dem gesunkenen Dampfer zusammengestoßen.

Frankreichs Verhältnis zu Polen.

Paris, Ende Dezember 1928.

Die Schüsse in Südamerika haben den Luganoer Faustschlag Stresemanns übertönt. Die Völkerbundstaktik des Außenministers Briand, der von den französischen Sozialisten angeregte Ausschluß des friedensbrechenden Staates aus dem Völkerbund und der Einfluß eines europäischen Staatsmannes in einem südamerikanischen Land — das sind im Moment für Frankreich dringendere außenpolitische Gegenwartsfragen als der oberschlesische Streitfall.

Und doch sind es nicht nur diese Aeußerlichkeiten, die Frankreich dazu bringen, sich über die Angelegenheit Zaleski in möglichstes Schweigen zu hüllen: der oberschlesische Fall ist für Frankreich vor allem unangenehm. Hier läßt sich an einem ganz praktischen Beispiel beweisen, wie stark bereits die deutsch-französische Verständigungspolitik trotz aller Hemmnisse ihre Wurzeln geschlagen hat. Frankreich hat sich nicht etwa einfach an die Spitze seines polnischen Bundesgenossen gestellt, und es gibt hier durchaus Menschen, die ein noch innigeres Zusammengehen mit Deutschland und die sofortige Aufräumung der deutsch-französischen Streitfragen für viel wichtiger halten als die Freundschaft mit Polen, die ohnehin mehr auf Militärbasis beruht, denn auf politischem Gebiet. So ist es auch kein Wunder, daß zu dem französischen Komitee der in Paris auf französisch erscheinenden polnischen Zeitschrift „La Pologne" („Polen"), welche den gebildeten Franzosen die Kenntnis des heutigen politischen und literarischen Polens vermitteln soll, an erster Stelle französische Militärpersonen gehören.

Im gegenwärtigen Poincare-Ministerium sind die Ansichten über Frankreichs Stellung zu Polen geteilt. Der Vertreter der einen Richtung ist der Kriegsminister Painleve, welcher das polnische Heer nur noch als „eine französische Armee an der Weichsel" betrachtet. Die kürzlichen Militärmissionen der Generäle Le Rond und Morin und der Besuch, den der französche Marschall Franchet d'Esperey (derselbe, der soeben in Colomb-Bechar in Algerien ankam, um die letzten aufständischen Stämme niederzuwerfen) vor zwei Jahren Polen abstattete, waren zwecks Festerschmiedung der polnisch-französischen Militärmacht unternommen worden. Demgegenüber erklärte kürzlich Herr Francois Pencet, der Unterstaatssekretär für die schönen Künste: „Warschau ist der Schlüssel zum Friedensboulevard. Daher glaube ich, daß ein starkes Polen eine Notwendigkeit für Frankreich und für Europa ist."

Außerhalb der Regierungskreise ist man in Frankreich — von der Rechten natürlich abgesehen — Polen gegenüber höchst zurückhaltend. Ein vor nicht langer Zeit erschienenes Buch von Rene Martel „La Pologne et nous" („Polen und wir") wendet sich vor allem gegen die unsinnige Warschauer Militärdiktatur. „In Militärdiktaturen haben wir absolut kein Vertrauen, besonders dann nicht, wenn sie von früheren Sozialisten geschaffen werden. Wenn Zaleski gegen die Deutschen in Oberschlesien auftritt, obwohl die dortigen polnischen Behörden aus der wirtschaftlichen Mitarbeit der Deutschen nur ihren Nutzen ziehen, so zeigt er dadurch, daß er auf Kommando von Leuten handelt, deren Tun uns nur beunruhigen kann. Die französisch-polnische Freundschaft hat nur dann einen Wert, wenn sie zum Ausgleich des Friedens in Osteuropa dient. Glaubt man aber in Warschau, ein Zarentum mit der Spitze gegen Deutschland schaffen zu können, so wäre dies für die französischen Interessen eine schwere Gefahr, dann würde sich nämlich die französisch-polnische Freundschaft als ein tragisches Mißverständnis herausstellen", schreibt die Caillaux-Zeitung „Volonte" in einem ausführlichen Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Die französisch-polnische Freundschaft darf der deutsch-französischen Verständigung nicht im Wege stehen." Man scheint in Warschau die freundschaftlichen Gefühle zu sehr überschätzen zu wollen.

Kurt Lenz.

Die Rücktrittsabsichten Poincares.

Paris, 31. Dezember. Ministerpräsident Poincaré hat heute vormittag im Kabinettsrat seinen Kollegen mitgeteilt, daß er beabsichtige, seine Demission einzureichen. Die übrigen Mitglieder haben ihn beschworen, von diesem Beginnen abzustehen und haben auf die großen schwebenden internationalen Fragen und die Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage hingewiesen.

Der Vertreter Englands im Reparationsausschuß.

London, 31. Dezember. Nach dem „Daily Telegraph" wird der Direktor der Bank von England, Sir Revelstoke, England in dem neuen Reparationsausschuß vertreten.

Vierzig Jahre österreichische Sozialdemokratie

Am Sonntag feierte die österreichische Sozialdemokratie einen großen Gedenktag. Vor vierzig Jahren ist nämlich auf dem Hainfelder Parteitag unter Viktor Adlers Führung die österreichische Sozialdemokratie, die blutige Verfolgungen und Bruderkämpfe in den eigenen Reihen zertrümmert hatte, von neuem begründet worden.

Vor vierzig Jahren nur ein Häuflein, das verwegen der allmächtigen Monarchie den Krieg ansagte. Heute die große Partei des werktätigen Volkes in Stadt und Land, die um die Eroberung der Macht in der von ihr begründeten Republik kämpft.

Nur wer weiß, in welchem Zustand der Not, der Ohnmacht, der Kulturlosigkeit die Masse der Arbeiter vor vierzig Jahren gelebt hat, kann richtig abschätzen, wie diese Ergebnisse der österreichischen Sozialdemokratie die Arbeiterklasse körperlich und geistig gehoben, wie sie ihr Selbstbewußtsein gestärkt, ihren Willen zur Macht geweckt, wie sie sie erst fähig gemacht haben zum Ringen um die Erfüllung ihrer geschichtlichen Sendung.

Zeitungsjubiläum

Königsberg, 31. Dezember. Mit Ablauf des Jahres 1928 vollendet die „Ostpreußische Zeitung" in Königsberg ihren 80. Jahrgang. Am 2. Januar 1849 erschien das Blatt ermalig unter dem Titel „Die konstitutionelle Monarchie — Ostpreußische Zeitung". Seine Gründer waren Mitglieder des nach den Revolutionswirren des Jahres 1848 entstandenen Preußenvereins. Die Leitung der Zeitung hat aus Anlaß des Jubiläums eine wertvolle Gedenkausgabe herausgegeben.

Die „Gnade" des bulgarischen Zaren.

Sofia, 31. Dezember. Ein Erlaß des Zaren verkündet die Neujahrsamnestie für Sträflinge. Sie enthält die gänzliche und teilweise Begnadigung von 305 Sträflingen. Darunter sind 109 von Kriegsgerichten Verurteilte, unter denen sich zahlreiche politische Häftlinge befinden. Im Zentralgefängnis von Sofia machte sich eine Stimmung gegen die Annahme der Begnadigung bemerkbar, um die von den linken Parteien geforderte Generalamnestie nicht zu verhindern. Mehrere politische Gefangene lehnten die Begnadigung ab.

Die Brücke der Zeit.

Wir wollen nicht das neue Jahr beschwören,
Denn alte Last gab ihm das alte Jahr,
Und leerer Wunsch bleibt armes Sichbetören.
Die Erde selbst muß uns als Stern gehören
Und Menschen tragen, stark und sonnenklar.

Wir wollen nicht die harten Hände falten,
Denn unser Gott wirkt in der eigenen Brust.
Er zwingt zum Beten sich die Urgewalten
Und dröhnt in Städten, die zur Tat sich ballten,
Und reckt sich auf, der eignen Kraft bewußt.

Wir dürfen nicht Vergangenes beklagen,
Nicht tatlos träumend in die Zukunft sehn,
Denn hart auf hart geht es in unsern Tagen . . .
Wir müssen selbst der Zeit die Brücke schlagen,
Soll uns ein Neujahr leuchtend auferstehn.

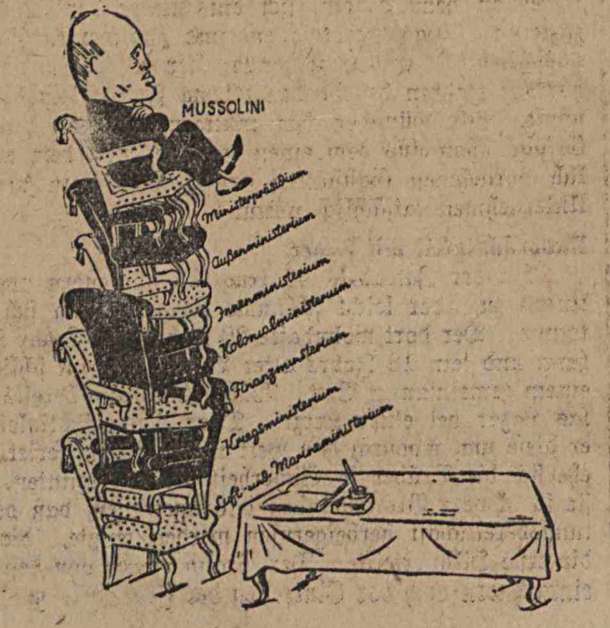
Bruno Schönlank.

Die Verluste des afghanischen Bürgerkrieges

Konstantinopel, 31. Dezember. Wie aus Kabul gemeldet wird, werden die im Laufe des afghanischen Bürgerkrieges auf beiden Seiten entstandenen Verluste auf über 400 Tote und 1000 Verwundete geschätzt. Die Regimenter, die sich weigerten, gegen die Aufständischen zu kämpfen, sind aufgelöst worden. Die Sachschäden werden auf etwa 3 Millionen Mark geschätzt. Auf Veranlassung des Königs ist ein oberster Gerichtshof eingesetzt worden, der über die Aufständischen zu Gericht sitzen soll. Der Gerichtshof hat sich nach Dschellalabad begeben, wo die Verhandlungen stattfinden werden.

Mussolini hält Kabinettsrat

Mussolini hat sich zu seinen bisherigen Aemtern als Ministerpräsident, Außen-, Innen-, Finanz-, Kriegs-, Luft- und Marineminister auch noch das Kolonialministerium zugenommen.



Er: „Ich stelle fest, daß sämtliche Ministersessel besetzt sind. Also eröffne ich den Kabinettsrat."

Ein Automobil ins Wasser gestürzt.

Brüssel, 31. Dezember. Am Sonntag stürzte ein mit Schülern und Zuschauern besetztes Automobil, das von Ostende kam, im Jachtklubhafen zwischen Booten ins Wasser. Die Bergungsversuche gestalteten sich außerordentlich schwierig. 6 Personen konnten geborgen werden, darunter eine Frau, die schwere Verletzungen erlitten hatte. 2 Personen fanden den Tod in den Wellen.

Das 2. Arbeitersportfest in Johanngeorgenstadt.

Johanngeorgenstadt, 31. Dezember. Das zweite Arbeiter-Wintersportfest in Johanngeorgenstadt nahmen allen Befürchtungen zum Trotz einen außerordentlich guten Verlauf. Der Besuch war trotz der schlechten Wetteraussichten überaus stark. Bereits am Sonnabend brachten alle Züge große Massen Festteilnehmer, die in Fackelzugbegleitung in die Quartiere geführt wurden. Hierbei stand Johanngeorgenstadt im Zeichen des Arbeitersports.

Zuviel Intellektuelle in Japan.

Die Ueberproduktion Japans an Intellektuellen droht sich zu einer schweren sozialen Gefahr zu entwickeln. Nach einer vom Ministerium des Innern veröffentlichten Statistik steigert sich die Zahl von Personen mit höherer Schulbildung, die in Staat und Privatbetrieben kein Unterkommen gefunden haben, von Jahr zu Jahr. Im letzten Schuljahr haben von 17 171 Absolventen höherer Lehranstalten nur 900 Beschäftigung erhalten. Die Regierung sucht dringend nach Mitteln zur Abhilfe, da sie in den sogenannten „intellektuellen Herumlungerern" den Generalstab der revolutionären Bewegung sieht. Sie erwägt augenblicklich den Plan, dem sprunghaften Wachstum von höheren Schulen durch gesetzliche Verordnungen ein Ende zu machen und außerdem durch eine Propaganda die Bevölkerung auf die wirtschaftlichen Gefahren der höheren Bildung hinzuweisen.

Produktionssteigerung bei Ford

Neuyork, 31. Dezember. Die Ford-Motorkompanie in Detroit kündigt an, daß sie ihre Belegschaft um über 30 000 Mann erhöhen und während der nächsten beiden Monate eine Steigerung der Produktion von Personenwagen um 20 v. H. vornehmen wird.

Allen Lesern, Mitarbeitern und Freunden der „Lodzer Volkszeitung"

wünschen

ein fröhliches

Neues Jahr

Redaktion und Verlag.

Tagesneuigkeiten.

Treue um Treue.

Der Neujahrswunsch der „Lodzer Volkszeitung".

Am Neujahrstage sei auch der Redaktion und Administration der „Lodzer Volkszeitung" gestattet, einen Wunsch zu äußern. Er richtet sich an die Adresse aller, die seit Jahr und Tag die „Lodzer Volkszeitung" lesen und sie liebgewonnen haben, aber auch an jene, die nur Sonntags die Zeitung lesen, oder aber nur ab und zu eine kaufen.

An sie alle sei die nachdrückliche Bitte gerichtet: Haltet eurem Blatt nicht nur selbst unverbrüchliche Treue, sondern wirkt persönlich mit aller euch zur Verfügung stehenden Kraft mit, damit die „Lodzer Volkszeitung" im neuen Jahre nicht nur einige Hunderte, sondern Tausende von neuen Abonnenten dauernd gewinne. Dies ist weder ein unbescheidenes noch unbilliges Verlangen, denn noch viele Deutsche in Lodz und Umgegend unterstützen mit ihrem sauer verdienten Gelde die deutsch-bürgerliche Presse und tragen somit zur Stärkung der Reaktion und zur eigenen Verdummung bei.

Der Unverstand der Massen ist unser größter Feind. Diese Massen aufzuklären, muß höchstes Gebot eines jeden Lesers der „Lodzer Volkszeitung" sein. Ist die von der bürgerlichen Presse bewußt genährte Gleichgültigkeit erst überwunden, dann erwachsen eurem Blatt nicht nur neue Leser, sondern auch selbst gleichzeitig Kameraden und Kämpfer, weil ihr sie dem geistigen Einfluß ihrer Klassenfeinde entzogen habt. Dazu bedarf es aber der opferwilligen und arbeitsfreudigen Mitwirkung aller Leser.

Wie soll diese Mitwirkung aussehen?

Durch Aufklärung und unermüdliche Werbearbeit.

Wollt ihr aber einem lieben Menschen einen sich ständig erneuernden Genuß bereiten, so bestellt selbst für ihn die Zeitung für einen Monat. Die 5 Zloty sind nicht viel, sind zu entbehren, zahlt sie ein und der Beschenkte wird sich freuen über das Abonnement und wird ein treuer Leser der „Lodzer Volkszeitung" werden. Gelegenheit findet sich immer, um Freude zu bereiten.

Darum ans Werk! Werbet neue Leser für euer Blatt. Wenn jeder Leser uns im neuen Jahr einen Abonnenten zuführt, dann werden wir alle unsere Pflichten leichter tragen, den Kampf um die Menschenwerdung leichter führen können.

Treue um Treue sei die Parole am heutigen Tage.

Neujahrsempfang des Wojewoden.

Wie bereits angekündigt, wird der Lodzer Wojewode Jaszczolt heute in den Räumen der Wojewodschaft die Neujahrswünsche für den Staatspräsidenten und die Regierung entgegennehmen. Die Vertreter der Organisationen werden um 13 Uhr empfangen. (Wid)

Die Krankenkasse am Neujahrstage.

Wie wir erfahren, wird die ärztliche Hilfe für die Einwohner des nördlichen Teiles der Stadt, d. h. von der Alexandrowska- und Brzezinskastraße bis Radogoszcz heute in der 3. Heilanstalt der Krinkenkasse (Lagiewnicka Nr. 46) erteilt werden. Die Einwohner des übrigen Stadtteiles ,d. h. von der Alexandrowska und Brzezinska bis zum Reymontplatz werden in der Rettungsbereitschaft der Krankenkasse (Wolczanska 225) aufgenommen. Außerdem wird die 2. Apotheke in der Petrikauer 17 tätig sein. (Wid)

Zwistigkeiten in Fabriken.

Wie wir seinerzeit berichteten, sind in den Fabriken „Wierzbowianka" in der Wierzbowa 18 und Dawidowicz in der Zakontna 34 wegen der Urlaube und der Lohnlisten Zwistigkeiten entstanden. Nach einer Intervention des Verbandes wurde der Zwist dem Arbeitsinspektor übergeben. Wie wir erfahren, übersandte der Arbeitsinspektor den Firmenverwaltungen Briefe, in denen er sie auffordert, die bestehenden Vorschriften einzuhalten. Falls diese Schreiben keinen Erfolg haben werden, wird der Arbeitsinspektor die Angelegenheit dem Gericht übergeben. (p)

Die Kandidatenlisten der Klassenfachverbände für die Arbeitsgerichte.

Der Bezirksrat der Klassenfachverbände übersandte gestern dem Ministerium die Kandidatenlisten für die Arbeits- und Bezirksgerichte. Für das Arbeitsgericht wurden 55 Kandidaten und 120 Vertreter aufgestellt. An der Spitze der Kandidaten stehen: Stanislaw Golinski, Stanislaw Silczak, Wincenty Selecki, Stanislaw Cichecki, Skrzydewski; an der Spitze der Vertreter stehen: Alfons Szymanski, Josef Janczyk, Stanislaw Paszkowski, Josef Bednarek und Stefan Wojciechowski. Für das Bezirksgericht wurden 22 Kandidaten aufgestellt. An ihrer Spitze stehen: Adam Walczak, Antoni Napieralski, Stanislaw Krzynowek, Juljan Bawarski, Wladyslaw Czarnecki, Stanislaw Grott und Artur Linke. (p)

Eine notwendige Neuordnung im Wechselverkehr.

Es kommt oft vor, daß der Aussteller eines Wechsels nicht weiß, wo sich dieser befindet. Sehr oft geht dann der Wechsel zum Regenten, wodurch der Wechselaussteller unverschuldeterweise Unkosten hat. Da diese Angelegenheit einer Regelung bedarf, ist beabsichtigt, eine entsprechende Verordnung herauszugeben. Danach muß die Ankündigung über den Aufenthaltsort des Wechsels dem Wechselaussteller gegen Quittung oder durch die Post vermittels eingeschriebenem Briefe versandt werden. Wenn der Wechselaussteller durch die Schuld des Wechselbesitzers keine Benachrichtigung erhält, müssen die Unkosten vom Wechselbesitzer oder dem Inkassenten getragen werden. Außerdem soll durch diese Verordnung die Frage der Einhaltung der Wechseldeckungen geregelt werden. Es ist nämlich vorgekommen, daß vom Tage der Wechseleinlösung bis zur Abführung Wochen vergangen sind und daß der Inkassent, die Bank oder private Person in dieser Zeit das Geld für eigene Rechnung umsetzten. (p)

Zollfreie Einfuhr von Auslandsweizen durch die Genossenschaften.

Wie von uns bereits berichtet, erschien am 10. Dezember eine Verordnung, durch die die Einfuhr von Weizen aus dem Auslande gestattet wurde, wobei der Zoll auf 11 Zloty für 100 Kg. festgesetzt wurde. In der Verordnung ist außerdem gesagt, daß die Einfuhr bei besonderer Genehmigung durch das Finanzministerium der Verzollung nicht unterliegt. Auf Grund dieser Verordnung wurde bereits die Einfuhr von ungarischem Weizen durch Genossenschaften erlaubt. Dies hat unter den Mühlenbesitzern Entrüstung hervorgerufen, die ebenfalls Weizen einführen, mit den Genossenschaften aber durch die Erlassung des Zolls nicht konkurrieren können. (p)

Eine neue Eidesformel beim Abschluß der Ehe in den kath. Kirchen.

Heute tritt für alle katholischen Kirchen in Polen eine neue vom Papst Pius II. bestätigte Eidesformel beim Abschluß von Ehen in Kraft. Wie uns die bischöfliche Kurie in Lodz mittelt, hatte die bisherige Formel folgenden Wortlaut: „Ich nehme Dich zum Ehegatten und schwöre Dir Liebe, Treue, Rechtschaffenheit und den ehelichen Gehorsam, und daß ich Dich nicht verlassen werde bis zum Tode". Die neue Formel wurde dahingehend abgeändert, daß in ihr die Worte „ehelichen Gehorsam" fortgelassen wurden. Diese neue Formel ist für beide Ehegatten gleich.

Eröffnung der Konditorei „Esplanada".

Gestern um 5 Uhr nachmittags fand im Beisein vor geladenen Gästen die feierliche Eröffnung der Konditorei „Esplanada" statt. Die Feier vollzog der katholische Geistliche D. Bonczek. Man kann nicht umhin, der neuen Gaststätte Anerkennung zu zollen. Das ehemalige Konfektionslokal der Firma Schmechel u. Rosner wurde von Grund auf renoviert und erhielt ein europäisches Interieur, das sich vielleicht mit den komfortabelsten Etablissements Polens und vielleicht auch des Westens messen darf. Die ganze Einrichtung, die nach Entwürfen des Warschauer Architekten Prof. Fritsche hergestellt ist, ist in gerader und einfacher Linienführung gehalten und wirkt daher nicht überladen, sondern höchst angenehm. Wie aus den Worten des die Weihe des Lokals vollziehenden geistlichen Herrn zu entnehmen war, soll diese Gaststätte der Mittelpunkt der christlichen Gesellschaft bilden. Allenfalls will die Direktion bemüht sein, sich ein Stammpublikum heranzuziehen. Das Schokoladen- und Zuckerwarenbüfett ist ausschließlich mit Erzeugnissen der in Polen seit über hundert Jahren bestehenden Firma Fuchs (Warschau) beschickt. Wir wünschen den mutigen Besitzern den besten Erfolg, schon aus dem einen Grunde, weil dem an wirklich vornehmen Gaststätten armen Lodz ein derartiges Unternehmen tatsächlich nottut.

Unvorsichtigkeit mit Feuer.

In der Zawadzka 49 trug sich vorgestern abend ein Unfall zu, der leicht schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Der dort wohnhafte 20 Jahre alte Lazar Holdesheim und sein 18 Jahre alter Bruder Abram schliefen in einem gemeinsamen Bett. Während Abram bereits schlief, las Lazar bei einer Kerze. Durch Unvorsichtigkeit warf er diese um, wodurch das Bett in Flammen geriet. Noch ehe sich die Brüder in Sicherheit bringen konnten, hatten sie so schwere Brandwunden davongetragen, daß die Rettungsbereitschaft herbeigerufen werden mußte, die ihnen die erste Hilfe erteilte. Der Brand wurde von den Hauseinwohnern noch vor Eintreffen der Feuerwehr gelöscht. (p.)

An unsere Romanleser.

In der heutigen Nummer beginnen wir mit dem Abdruck eines neuen Romans „Verschmähte Liebe". Der Roman ist fließend und spannend geschrieben, so daß unsere geschätzten Romanleser ihn mit Interesse verfolgen werden. Den neu hinzukommenden Lesern, die den Abonnementsbetrag wenigstens für ein Vierteljahr im voraus entrichten, wird der zweite Roman „Bobby erwacht" auf Verlangen unentgeltlich nachgeliefert.

Ueberfahren.

In der Andrzeja 17 wurde der 18 Jahre alte Stanislaw Binduchowski, Przejazd 33, von einem Militärwagen überfahren. Ihm wurde der Unterkiefer gebrochen und 5 Zähne ausgeschlagen. Außerdem trug er allgemeine Verletzungen davon. Die Rettungsbereitschaft überführte ihn in bedenklichem Zustande nach dem St. Josefs-Krankenhaus. — In der Aleksandrowska 121 wurde der 45 Jahre alte Polizist Szczepan Kaminski von einem Wagen überfahren und erheblich verletzt. Auch zu ihm mußte die Rettungsbereitschaft herbeigerufen werden. (p)

Der blutige Sonntag.

Der Lowizka 4 wohnhafte Josef Mikolajczyk wurde am Sonntag abend von einem unbekannten Manne überfallen und mit einem Messer im Gesicht verletzt. — Der Pomorska 49 wohnhafte Karol Sommerfeld trug während einer Schlägerei 5 Messerwunden im Gesicht davon. — Während einer Schlägerei in der Nowo-Zarzewska erhielt der 44 Jahre alte Alexander Opitz einen Messerstich in die Brust. — In der Krucza 7 entstand am Sonntag abend eine Schlägerei, während der der 25 Jahre alte Erwin Koch, Napiorkowskiego 60, und der 24 Jahre alte Walczak, Krucza 7, mit stumpfen Gegenständen arg verprügelt wurden. — Der Dobra 8 wohnhafte 32 Jahre alte Wawrzonek wurde von unbekannten Männern überfallen und arg verprügelt. — Außerdem wurde in der Zgierska 51 der 37 Jahre alte Walenty Zawadzki während einer Schlägerei verprügelt. In allen diesen Fällen erteilte die Rettungsbereitschaft den Verletzten die erste Hilfe. (p)

Die Flucht aus dem Leben.

In der Kunizera 38 versuchte der 24 Jahre alte Henryk Zelewski seinem Leben ein Ende zu machen, indem er sich an beiden Händen die Schlagadern durchschnitt. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft erteilte dem Lebensmüden die erste Hilfe. — Der 18 Jahre alte Waclaw Wlodarczyk, Dobra 6, trank in selbstmörderischer Absicht Jod. Ein Arzt der Rettungsbereitschaft wandte Gegenmittel an und beseitigte jede Lebensgefahr. (p)

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken.

G. Antoniewicz, Pabianicka 50; K. Chondzynski, Petrikauer 164; W. Sokolewicz, Przejazd 19; R. Rembielinski, Andrzeja 28; J. Zundelewicz, Petrikauer 25; Kasperkiewicz, Zgierska 54; S. Trawkowska, Brzezinska 56,

---

Den eigenen Mann bei lebendigem Leibe verbrannt.

In dem Dorfe Sw. Anny bei Lodz wohnten seit einigen Jahren die Eheleute Pulanik, deren Zusammenleben unlängst dadurch verschlimmert wurde, weil die Schwiegermutter Stefan Pulaniks zu ihnen einzog. Dieselbe hetzte ihre Tochter gegen Stefan. Das eheliche Zusammenleben hatte sich so verschlimmert, daß Pulanik seine Frau verließ und nach Petrikau zog. Die Frau ließ jedoch nicht locker und lud ihn wiederholt ein, nach Hause zu kommen. Schließlich kam Stefan Pulanik wieder einmal nach Sw. Anny, wo er eine zahlreiche Gesellschaft vorfand, die sehr gut gelaunt war und dem Schnaps reichlich zusprach.

Während des Besuches saß die Frau von Pulanik bei ihm und sorgte dafür, daß sein Glas nicht leerstehen sollte. Um 12 Uhr merkten die Gäste, daß Pulanik fast bewußtlos war. Sie verließen infolgedessen das Haus, um bei der Nachbarin Krasucka sich weiter zu amüsieren. Nach einer halben Stunde stürzte die Frau von Stefan Pulanik in das Haus von Krasucka herein und erklärte, daß bei ihren Eltern Feuer ausgebrochen sei. Sogleich eilten alle Anwesenden zu Hilfe und vermochten das Feuer in kurzer Zeit zu löschen. Jetzt bot sich ihnen ein schreckliches Bild dar: Auf dem Bett lag die verkohlte Leiche von Stefan Pulanik. Seine Glieder waren fest zusammengeschnürt. Neben dem Bett stand eine leere Petroleumkanne, deren Inhalt offenbar zum Anzünden des betrunkenen Stefan verwendet worden war. Die herbeigerufene Polizei leitete eine Untersuchung ein, die ergab, daß Pulanik von seiner Frau mit Petroleum begossen und dann angezündet wurde. Gestern kam die Angelegenheit vor dem Bezirksgericht zur Verhandlung. Die Frau leugnete, ihren Mann getötet zu haben und behauptete, daß er infolge eigener Unvorsichtigkeit sich angezündet haben könnte. Diese Erklärung wurde durch die Zeugenaussagen widerlegt und die 24 jährige Janina Pulanik als schuldig erklärt. Das Urteil lautete auf acht Jahre Gefängnis. (Wid)

Vereine u. Veranstaltungen.

Weihnachtsfest bei den Matthäianern. Die Matthäianer feierten ihr Weihnachtsfest familiär. Die vielen Buben und Mädel waren voller Erwartungen. Schade nur, daß der Lichterglanz der Tannenbäume fehlte. Vizepräses Richter hielt die Begrüßungsrede. Darauf sprach Pastor Dietrich über das Wesen des Weihnachtsfestes. Der Vereinschor brachte, nachdem er den Wahlspruch gesungen hatte, das stimmungsvolle Lied „Heilige Nacht“ zu Gehör. Besondere Fortschritte haben die Bässe gemacht. Schade nur, daß es mit den Tenören noch so schwach geht. Eine kleine Kinderschar interpretierte die frohe Botschaft des Erzengels Gabriel. Im Bilde lag echter Weihnachtsgeist, doch netter wäre das Melodrama, wenn die Lieder ein Chor hinter den Kulissen gebracht hätte. Die Bühnenleitung lag in Händen des tüchtigen Vereinsmitgliedes, Herrn A. Schindler. Die beiden Stücke, Weihnachtsmärchen „Bringe Glück“ und der Einakter „Das schönste Weihnachstgeschenk“ paßten in den Rahmen dieser Veranstaltung. Die Kostümierung der Kinder zeigte Feinsinn. Mit der Spielweise ging es auch. Die beste Leistung lieferte der Oberförster, den Herr Hugo Fiedler gab. Auch das zweite Stück hatte seine szenische Wirkung, doch die Sache mit dem Juden war ein Fehlhieb des Verfassers. Man darf nicht auf diese Weise den Sinn des Weihnachtsfestes deuten. Mit gelungener Art verkörperte Herr A. Kühler den Alten. Die anderen Darsteller, Frl. Fiedler und die Herren A. Schindler, H. Fiedler, A. Sennst und Kirschner waren auch ganz eifrig bei der Sache. Den Höhepunkt erreichte das Fest mit der Ankunft Ruprechts. Anfänglich herrschte strenge Stille. Doch bald hatte der alte Freudenbringer die lachende Kinderschau auf seiner Seite. Sehr wirkungsvoll waren die Deklamationen der Kleinen. Jedes Kind bekam Süßigkeiten, ja die Glückspilze sogar noch einen bunten Luftballon dazu. Die echte Freude der Kleinen stimmte alle fröhlich. Man sang die schönen Weihnachtslieder und erlebte so manchmal den Reiz des großen Festes. Den Schluß der Feier brachte der Tanz. Gute Streichmusik konzertierte fleißig. R-ch.

Christbaumfest im Trinitatisverein. Wie alljährlich, so findet auch in diesem Jahre im Kirchengesangverein der St. Trinitatisgemeinde die traditionelle Weihnachtsfeier unter der Benennung „Christbaumfest“ am 6. Januar statt. Für die lieben Kleinen ein unbedingt freudiges Ereignis, denn der genannte Verein versteht es in ganz besonders gewählter Form, Ueberraschungen für die Kleinsten zu schaffen. Diesmal wollen wir nur vorweg die projektierte Pfandlotterie nennen, und, was die Hauptsache ist, Herr Otto Abel bereitet ein Märchen für diese Veranstaltung vor. Wenn auch nur in einem Akt, so haben aber gerade die in genanntem Verein aufgeführten Märchen immer die allergrößte Anziehungskraft ausgeübt. Es ist zu erwarten, daß der Saal der genannten Vereins am kommenden Sonntag, den 6. Januar, vollbesetzt sein wird.

59. Jahrestag in der „Concordia“. Weihnachtsstimmung Jahreswende; vorwärtsschauen — rückwärtsblicken. Die lieben Concordianer haben ihre Hierseinskette um ein Jahresglied erweitert. 59 Jahre sind es bereits, die einen deutschen Sängerkreis vereinigen. Diese ehrwürdige Zeitspanne beweist aufs neue, daß unsre deutschen Gesangvereine volle Daseinsberechtigung haben. Wir müssen nur bemüht sein, den echten Geist in unser Vereinsleben hineinzutragen. Bei den Concordianern hat es ja viel Erfreuliches, wenn auch so manches noch zu wünschen übrig läßt. Was aber dieser wenn auch kleinen Sängerschar hoch anzurechnen ist, liegt in der ernsten Pflege des deutschen Volksliedes. Hier kann man die trauten Weisen verständnisvoll vorgetragen hören. Andere Vereine müßten sich hierin ein Beispiel nehmen. Aber auch in geselliger Hinsicht ist es bei den Concordianern nett. Deutsche Sangestreue hat in derConcordia ihre freundschaftlichen Auswirkungen. Weniger froh sieht es mit den dramatischen Leistungen aus. Das Stiftungsfest brachte uns zwei Bühnenstücke: „Weinprobe“ (Singspiel) und den Einakter „Das 11. Gebot“. Wohl unterhielt sich die Festschar dabei gut. Herr O. Triebe war es in erster Linie, der durch seine lebendige Komik alle offen lachen ließ. Auch Frl. E. Gahl, wenn nur die Stimme nicht so oft allzulaut wäre, wirkte sonst nett. Doch bei den anderen Mitwirkenden, wenngleich manche Momente gut waren, wirkte das schlechte Deutsch störend. Wenn schon sonst bei der Unterhaltung unsre Muttersprache herhalten muß, so darf dies aber nicht auf der Bühne geschehen. Katzenjammerdeutsch („söllten“, „mit was“ u. dergl. m.) ist keine Bühnensprache. In dieser Beziehung muß Wandel zum Besseren geschehen. Die Festgesänge waren stimmungsvoll. Besonderen Beifall fanden die Volkslieder. Frank Pohl hat damit die erwünschte Richtung eingeschlagen. Die eingangs der Feier gehaltene Festansprache des Vorsitzenden Herrn Oskar Kahlert bestätigte das ernste Streben der Concordianer. Die durch die Unpünktlichkeit des Publikums aufgehaltene Programmfolge fand durch das drollige Couplet „Die Beinchen, Beinchen“, gespielt von Herrn J. Lange, ihren späten Abschluß. Jetzt setzte der Tanztrubel ein. Das Hausorchester vom Commisverein (Leitung R. Tölg), welches schon im Programm durch stimmungsvolle Vorträge mitwirkte, musizierte flott. Die Tanzlustigen kamen auf die Rechnung. Aber auch die anderen langweilten sich nicht, denn für Speise und Trank war bestens gesorgt. Das Fest nahm einen gemütlichen Verlauf. R-ch.

Schulfest der deutschen Volksschule Nr. 120 (Rzgowskastr. 62, Leiter Herr Oberlehrer Thiem). Die im Süden unserer Stadt gelegene deutsche Volksschule Nr. 120 ist der Mittelpunkt und eine der Hauptstützen des Deutschtums in jenem Stadteil. Dieser Charakter der Schule wurde noch dadurch erhöht, daß in diesem Jahre auch die deutschen Kinder aus der Ortschaft Chojny nach dieser Schule überwiesen wurden. Und daß die deutschen Eltern zu ihrer Schule halten, bewies der überaus zahlreiche Besuch der Weihnachtsfeier am verflossenen Sonnabend im Saale des Turnvereins „Dombrowa“. Der Saal war so dicht gefüllt, daß der berühmte Apfel gewiß nicht mehr zur Erde gefallen wäre. Aber dennoch nahm ein jeder mit dem sehr beängstigend erscheinenden Gedränge fürlieb, wußte man doch, daß dadurch der Ertrag der Veranstaltung ein größerer sein wird und dieser für den Ausbau der Schule bestimmt ist. Obzwar der Beschluß zur Veranstaltung dieses Festes erst vor ungefähr vier Wochen in einer Elternversammlung gefaßt worden war, hat die Schulleitung dennoch die Einstudierung eines sehr reichhaltigen Bühnenstückes zuwege gebracht. Die Feier wurde durch einen Weihnachtsprolog, gesprochen von der Schülerin Lange, eröffnet. Zur Aufführung gelangte eine Komödie in 5 Akten „Die Fahrt ins Schlaraffenland“. In dem Stück werden die Erlebnisse und Enttäuschungen zweier kleiner Ausreißer geschildert, denen es im Elternhause nicht behagte. Die Aufführung zeugte von großem Fleiß bei der Einstudierung dieses Stückes. Besonders schön und eindrucksvoll war das Traumbild. In dem Stück haben die Knaben: Hahn, Hennig, Marek, Abel, Doberstein, Bartsch und Arndt sowie die Mädchen Link, Lange und Schlender mitgewirkt. Sie waren alle ganz bei der Sache und entledigten sich ihrer Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit. Außerdem war im Traumbild eine ganze Anzahl von Kindern als Zwerge, Blumen, Schneeflocken usw. beschäftigt. Nach Schluß des Stückes trug noch die kleine 3½jährige Grüning in drolliger Weise ein Gedicht vor. Die Aufführung löste bei den Gästen großen Beifall aus. Die gewiß schwierige Aufgabe der Einübung des Stückes hatte Herr Lehrer Kluge übernommen. Nach Programmschluß blieben die Erschienenen beim gemütlichen Beisammensein und Tanz noch längere Zeit beisammen. Frische Bekanntschaften wurden hierbei geschlossen und alte erneuert. Besonders zwischen der Lehrerschaft und den Eltern wurde ein lebhafter Gedankenaustausch gepflogen, da die letzteren die Gelegenheit wahrnahmen und sich über den Fortschritt ihrer Kinder erkundigten. Schulfeste dieser Art sind sehr zu begrüßen, tragen sie doch viel dazu bei, das Band zwischen Elternhaus und Schule enger zu knüpfen und bilden einen sehr bedeutsamen Faktor zur Festigung des Volkstums.

Großer Feuerwehr-Maskenball. Ebenso wie in den früheren Jahren veranstaltet die Lodzer Freiwillige Feuerwehr auch in dieser Saison ihren großen Maskenball. Dieser findet diesmal im neu erbauten Feuerwehrsaale an der Sienkiewicza 54 statt, und zwar am 1. Februar. Der geräumige Saal wird in eine Riviera umgewandelt werden.

An unsere Freunde!

An der Schwelle des neuen Jahres ist es gut, einen Blick in die nächste Zukunft zu tun. Und wir sehen, daß diese sehr trübe und ungewiß vor uns steht. Es ist darum gut, für diesen Weg einen treuen Begleiter zu finden. Als ein solcher hat sich seit bereits sechs Jahren die

„Lodzer Volkszeitung“

erwiesen. Sie allein war es, die mutig und unerschrocken für das werktätige deutsche Volk im ehemaligen Kongreßpolen eingetreten ist, sie allein hat dem deutschen Volke mit gutgemeintem Rat beigestanden, sie allein hat in objektiver Weise über das Weltgeschehen berichtet, sie allein ist des deutschen Volkes in Polen

Führer und Wegweiser

gewesen. In dem Bestreben, ihre Leser vollauf zufriedenzustellen, hat die „Lodzer Volkszeitung“ ihren Umfang bedeutend vergrößert und erscheint jetzt gleich den bürgerlichen Zeitungen in acht Seiten täglich, mit Ausnahme an Montagen. Um jedoch die Zeitung weiter auszubauen, ist es notwendig, daß sich noch mehr Freunde um sie scharen. Die „Lodzer Volkszeitung“

ladet daher alle Volksgenossen zum Abonnement ein.

Neben den neuesten Tagesnachrichten und politischen und kulturellen Abhandlungen liegen der „Lodzer Volkszeitung“ folgende Sonderbeilagen bei: Illustrierte achtseitige Beilage „Volk und Zeit“, „Die Welt der Frau“ mit Modebildern, reichhaltige Unterhaltungsbeilage „Sport, Turnen, Spiel“, Zeitgeist, Filmschau, Technische Rundschau, Haus und Garten und „Die junge Garde“. Und bei allen ihren Vorzügen ist die „Volkszeitung“

die billigste deutsche Zeitung

am Orte. Während die deutsch-bürgerlichen Blätter je 6 Zloty monatlich kosten, beträgt das Monatsabonnement der „Lodzer Volkszeitung“ nur 5 Zloty. Wöchentlich kostet sie dagegen frei ins Haus nur 1,25 Zloty. Wer darum noch nicht Abonnent ist, der

bestelle die „Lodzer Volkszeitung“ sofort

Zu bestellen:

telephonisch 36-90, durch die Zeitungsausträger sowie in der Geschäftsstelle, Petrikauerstraße 109.

Im neuen Jahr — ein neuer Roman!

In der heutigen Nummer beginnen wir mit dem Abdruck eines neuen Romans, so daß weiterhin zwei Romane zugleich laufen werden.

Neuhinzukommenden Abonnenten, die mindestens die „Lodzer Volkszeitung“ für ein Vierteljahr im voraus bestellen wird der reich illustrierte Roman „Bobby erwacht“ unentgeltlich nachgeliefert.

Aus dem Reiche.

Die Täter des Ueberfalles in Alexandrow verhaftet.

Die in den letzten Tagen in Alexandrow auf den Kaufmann Szlama Wolkowicz in der Koscielnastraße 10 und in Konstantynow auf den Kaufmann Mordka Kolnierz verübten Ueberfälle haben die Untersuchungsbehörden vor eine schwierige Aufgabe gestellt. Die seit zwei Wochen dauernden Streifen und zahlreichen Verhaftungen verdächtiger Individuen zeitigten schließlich ein positives Ergebnis, indem die Mitgleder der Verbrecherbande festgenommen werden konnten. Es sind des der 31 jährige Joseph Kaczmarek aus dem Dorfe Rzechta (Kreis Sieradz), der bereits für Diebstahl mit 6 Monaten Haft vorbestraft war, und der 26 jährige Franciszek Grzelak aus dem Dorfe Gora sw. Malgorzty. Beide Banditen führten vor wenigen Tagen den Ueberfall auf den Kaufmann Wolkowicz aus. Bei den Verhafteten wurde ein Revolver 7,65 Millimeter gefunden, dessen Größe den am Tatort in Alexandrow vorgefundenen Geschoßhülsen entsprach. Ferner fand man bei ihnen elf Patronen, ein blutbeflecktes Messer und andere kompromittierende Gegenstände. Die im Untersuchungsamt durchgeführte Konfrontation zwischen den Verhafteten und dem Kaufmann Wolkowicz ließ keinen Zweifel mehr bestehen, daß sie die Urheber des frechen Ueberfalls sein mußten. Es wurde ferner festgestellt, daß sie auch eine Reihe anderer Diebstähle ausgeführt hatten, wie z. B. bei Klinger, bei Wassinger (Cmentarna 11), bei Mikolaj Kulinski in der Okrzola 4 usw.

Den weiteren Nachforschungen zufolge verhaftete die Polizei den Schlosser Idel Zygelberg aus Alexandrow, Wiatraczna 10, und Franciszek Domoniszczak aus Lodz, Wolczanska 21. Es wurde festgestellt, daß die beiden den Banditen Waffen geliefert bezw. repariert hatten.

Die weitere Untersuchung hat zum Ziele, festzustellen, ob die verhafteten Verbrecher auch in Konstantynow den Ueberfall auf den Kaufmann Mordka Kolnierz ausgeführt und dabei den Sohn des Ueberfallenen, Laib Kolnierz, durch einen Revolverschuß tödlich verletzt hatten. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß hier keine anderen Personen in Betracht kommen können. (Wid)

Radomsk. Festnahme einer Einbrecherbande. Vor einiger Zeit verübte hier eine Einbrecherbande mehrere freche Einbrüche in Geschäften. Durch die energischen Nachforschungen gelang es, der Bande habhaft zu werden. Es wurde festgestellt, daß ein gewisser Abram Rosenberg aus Bobrzyszcz mit seinem Wagen verdächtige Waren transportiere. In seiner Wohnung wurde eine Revision vorgenommen und dabei eine große Menge gestohlener Waren gefunden. Ferner gelang es, festzustellen, daß der in Tschestochau wohnhafte Jakob Esttreich an den Diebstählen beteiligt war. Ins Kreuzverhör genommen, gestanden die beiden ein, die Diebstähle gemeinsam mit dem in Tschenstochau wohnenden Diebe Jakob Cencenatus und dessen Cousins Abram und Viktor Rosenberg begangen zu haben. Die Rosenbergs und Esttreich mit Frau wurden verhaftet, während es Cencenatus gelang, zu entkommen. (p)

Glowno. Einbruch in die Eisenbahnkasse. In der Nacht zu Montag verübten bisher unermittelte Täter in die Eisenbahnkasse von Glowno im Brzeziner Kreise einen Einbruch. Vermittels von Nachschlüsseln drangen sie in das Arbeitszimmer des Stationsvorstehers ein, wo sich der Kassenschrank befindet. Die Einbrecher öffneten den Schrank mit Hilfe von Handkrebsen und raubten 20 000 Zloty. Hierauf flüchteten sie in unbekannter Richtung. Der Einbruch wurde erst am Montag früh gegen 5 Uhr durch die Aufräumefrau bemerkt, die sofort den Stationsvorsteher benachrichtigte. Dieser setzte sich mit der Polizei in Verbindung. Mit Autos begaben sich der Leiter des Untersuchungsamtes, Nosek, und einige Polizisten mit dem Hunde Lord an den Tatort. Die Untersuchung ergab, daß der Einbruch von Fachleuten verübt worden war. Nach dem Aufbrechen der Kasse hatten die Diebe den Kassenschrank mit Wasser abgewaschen, um die Fingerabdrücke zu verwischen. Im Zusammenhang mit diesem Einbruch wurden mehrere Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen. U. a. wurden zwei Männer angehalten, die keine Ausweispapiere bei sich hatten und die erklärten, daß sie aus Lodz nach Glowno zum Besuch von Bekannten gekommen seien. Da festgestellt wurde, daß ihre Aussagen nicht auf Wahrheit beruhen, wurden sie in das Untersuchungsamt in Lodz eingeliefert. Die weitere Untersuchung ist im Gange. (p)



Einfach.

„Gnädige, wenn Sie ins Wasser fielen und ich zöge Sie heraus, würden Sie mich mit Ihrer Hand beglücken?“

„Gott, welche Umstände! Wenn Sie eine Frau wie mich über Wasser halten können, dann erreichen Sie Ihr Ziel bei mir auch auf trockenem Wege!“

Sein letztes Abenteuer.

Die „Königin" und der Dichter. — Christian Dietrich Grabbe in der Spießerkneipe.

Ein später regnerischer Sonntagnachmittag dämmerte trübe in den Raum des Wirtshauses „Zur Stadt Frankfurt". Auf den Tischen hatten die Biergläser ihre schlüpferig breiten Ränderspuren zurückgelassen. Rauch zog dick durch die niedrige Stube. Am Boden breiten sich kleine, schillernde Tümpel verschütteten Weines. Ganz Detmolds Honorationenschaft hockte dumpf und gelangweilt auf den fleckigen Schemeln. Man trank sich zu. Die Köpfe schienen im Dunst größer, unförmiger zu werden.

Plötzlich wurde es am Mitteltisch laut. Eine grobe und eine ängstliche Stimme hoben sich deutlich ab. Dazwischen tönte Gelächter und Zuruf. Etliche sprangen auf, um zu sehen, um was man sich stritt. Der Archivrat Binder lag über den Tisch gebeugt und zerrte ein schmächtiges Männchen am Arm. Es wehrte sich ängstlich, und seine runden Knabenaugen, die tief in einem riesigen, von einem dünnblonden Haarbusch überwehten Schädel lagen,

lugten hilflos von einem zum anderen.

Sein Kinn war unter dem **breiten** Trinkermund wie weggesackt und der Kopf schien **wie** eine von Kinderhand verschnittene Kartoffel auf dem dürren Leibe, der in der verschlissenen Uniform eines Bataillonsauditeurs steckte, hin und her zu wippen. „Also los, Grabbe, zieren sie sich nicht. Lesen Sie uns Ihr neuestes Opus vor. Schließlich will man doch, wenn man so ein Genie in seiner Stadt hat, auch Anteil nehmen an seinem Schaffen und Werken." Beifällig schmunzelte die Tafelrunde . . . Man erwartete sich einen Hauptspaß, und keiner war dabei, der diesem größenwahnsinnigen, versoffenen Poeten, auf den die ehrsamen Deltmoldischen Bürger ohne Stolz, aber um mit so größerer Verachtung blickten, nicht aus vollem Herzen einen demütigen Denkzettel gegönnt hätte. Grabbe, den der Wein schon nicht mehr klar sehen ließ, der aber instinktiv fühlte, daß man ihn in eine Falle locken wollte, kreuzte die abgezehrten Hände wie schützend über der Brust. Seine Stimme klang weinerlich: Aber, Herr Rat, ich habe doch nichts hier. Ich kann doch nicht vorlesen!" Binders Gesicht warf höhnische Falten. „Ihr nicht vorlesen, der Ihr vor Tieck und dem Intendanten Könneritz spieltet?!" Der Brauer Knust wieherte vor Entzücken. Grabbe, dieser halbblinde, lahmbeinige Held! „Ihr nichts bei Euch haben, der nicht einen Fidibus sieht, ohne ihn zu beschreiben?!" Mit diesen Worten schob der Rat, dessen verkniffene Augen vor Vergnügen funkelten, ein mächtiges Glas Arrak vor den Dichter. Der scharfe Geruch betäubte schnell die Widerstandskraft. Er stürzte die brennende Flüssigkeit schnell hinunter. Dann begann er in seine Brusttasche zu wühlen.

„Also lest, Christian Dietrich, wir hören."

Die Ellenbogen stützten sich würdig in Positur, man stieß sich gegenseitig an, kicherte in sich hinein. Endlich zogen Grabbes zitternde Hände zwei Bogen engbekritzelten schmutzigen und eingerissenen Papiers hervor. Er glättete sie liebevoll, schob die Flaschen und Krüge beiseite und beugte sich ganz tief über die Blätter; denn er sah sehr schlecht. Seine knollige Nase schien fast auf dem Papier zu liegen. Langsam bewegte er die Zunge, sie saß ihm wie geschwollen im Munde. Die Schriftzeichen verschwanden vor seinen Augen. Er stammelte den Titel: „Die Hermannsschlacht." „Auf den Spuren Klopstocks und Kleists also?" gröhlte Binder. Die übrigen brüllten vor Lachen. Diesen windschiefen Trunkenbald sich in einer Verbindung mit dem Germanenringen zu denken, schien ihnen aber auch zu komisch. Grabbe sah Binder verständnislos an. Er begriff diese Lustigkeit nicht. War er nicht der Dichter des „Gothland", des „Napoleon"? Was hatten diese dummkrötigen Gesellen zu lachen, wenn er vorlas? Wut stieg in ihm auf. Aber der Wein ließ ihn nicht zum Verstehen durchdringen. Er feuchtete schmatzend die Lippen, zuckte mit den spitzen Achseln und blinzelte den Archivrat ratlos an. Der fühlte vor diesem fliehenden Blick etwas wie Scham. „Laßt Euch nicht stören durch meine Frage. Fangt an!"

Und der Dichter fing an. Stockend, holpernd wandte er sich von Satz zu Satz, von Szene zu Szene. Mitunter irrten seine Gedanken ab. Dann unterbrach er sich und flocht irgendeine Zote hinein. Die Tischgenossen quittierten dankbar mit einem Stampfen der Gläser. Sonst aber zogen sie enttäuschte Mienen. Ueber das Stottern und Rülpsen konnte man sich nicht allzulange ergötzen, und was dieses abgemagerte Rauhbein sonst las, schien recht verständlich, vernünftig, sogar auch, was man in Berlin und Düsseldorf „dichterisch" genannt hat, zu sein.

Einige gähnten.

Binder stützte leicht den Kopf in die Hand, um nicht zu zeigen, daß er die Augen geschlossen hatte. Allmählich wurde Grabbe sicherer. Seine Trunkenheit verflog vor dem kalten Hauch, der aus seinem Drama schlug. Noch einmal hatte er in dieses letzte Werk, das seine müde Seele sich abgerungen hatte, all sein Wünschen und Hoffen verströmt, seinen Haß gegen die Herrschaft geschäftlicher Nüchternheit, gegen die Kleinheit diplomatischer Windmachereien entkettet. Des Teutoburger Waldes Eichen rauschten über ihm, er zog mit eisenstarrenden Legionen durch das sumpfige Gebirge, litte mit den unter römisches Recht gebeugten Freien, flog an der Spitze des Bructerer zum Kampf an die Werra und küßte Thusnelda auf das goldene Haupt, das wie schwerer Weizen am Mittag glänzte. Grabbes Stimme wurde klar.

Nur noch die in scharlachenem Rot leicht aufgewellten Backen zeigten von seinem Rauschfieber. Er reckte sich. Die gelblich-pergamentene Hand fuhr gebieterisch aus dem blauen Aermelaufschlag. Fast schön leuchteten die Augen, die in unsichtbaren Fernen kreisten. Er riß sich den Kragen auf. Auf seine Bartstoppeln trat ein leichter Schweiß. Rings um ihn saßen nicht Detmolds Bürger. Er war wieder zwanzigjähriger Student und kopulierte mit seinen Kumpanen in Luthers und Wegeners verräucherten Gewölben. Da unten links stand ja der lockige Heine mit seinem traurig-spöttischen Lächeln um den schmal gekrümmten Mund; hinter einem bauchigen Faß lag von Hechtritz' lange Gestalt und hörte schon wieder nichts mehr von dem, was um ihn vorging, während der besonnene Köchy mit heiterer Stirn neben Heine saß und bedeutungsvolle, auf ihn, den Dichter, den neuen Shakespeare, gemünzte Blicke mit Gustorff und dem blaßwangigen Bruder der göttlichen Rahel, Ludwig Robert, wechselte. Grabbe sprang auf, er breitete die Arme.

Der Pfeifendampf legte sich gerade wie ein bestaubter Lorbeerkranz um sein Haupt.

Das war nicht mehr der kranke, kümmerliche Poet der grämlich und bissig seine Tage verschlief und seine Nächte verzechte, das war Armin selbst, seinen Reitern vorandonnernd, den sausenden Nordwind in Haarbusch und Brünne.

Da schlug ihm der Qualm eines niedergebrannten Stummels beizend in den Hals. Er schluckte, hustete, mußte sich unterbrechen. Als er seine Stimme nicht mehr hörte, weckte ihn die Stille jäh aus seinem herrlichen Traum. Fassungslos blickte er um sich. Die Tische mit den abgegessenen Tellern, die halbgeleerten Gläser, die umhergestreute Asche brachten ihn zur Besinnung. Nur wenige Gäste waren noch geblieben. Und die lagen, die Köpfe auf den Tischplatten, und schliefen. Die Glatze Knusts, des Brauers, blinkte fahl und wie höhnisch in dem ungewissen Licht. Der Rat Binder lag friedlich in seinem Stuhl zurückgelehnt und schnarchte. Ein schaler, abgestandener Geruch durchsäuerte die Luft. Grabbe wurde bis zum Halse hinunter totenweiß. Seine Finger kniffen das Papier messerscharf zusammen. In der stickigen Hitze begann ihn zu frieren. Die Atemzüge der Schlafenden kreuzten sich und verflossen ineinander.

Da blieben seine flatternden Blicke in zwei großen, dunklen, schreckerstarrten Augen hängen, die ihm durch den Dunst entgegenblitzten. Mit einem Ruck stellte Grabbe das Glas hin. Die Augen hinter dem Schenktisch lösten sich aus ihrer Regungslosigkeit und wurden lebendig. Der Dichter stürzte über die umgeworfenen Stühle auf sie zu. Er griff ins Dunkle, faßte einen weichen, sanften Arm und zog

ein vierzehnjähriges Mädchen

hervor, das sich scheu hin und her wand. „Bitte, bitte, sag es nicht Vater, daß ich hier war; er prügelt mich sonst braun und blau." — „Gehörst du denn zum Haus, mein Kind?" fragte Grabbe und führte die sich Sträubende in den Lichtkreis der Lampe. „Ja, mein Vater ist der Wirt von der „Stadt Frankfurt". Ich hörte Euch in meiner Kammer oben lesen und schlich mich hinunter. Eure Stimme scholl so gewaltig. Und wie die einen gingen und die anderen einnickten, Ihr es aber nicht merktet und nur ich noch wach war und zuhörte, da bildete ich mir ein, ich sei die Königin und Ihr der Dichter, der mir seine Lieder vorliest." Grabbe strich über die Stirn des Kindes; unendlich zart glitt seine hartgenarbte Hand darüber. „Ihr die Königin und ich Euer Dichter?" Seine Schultern zuckten hin und her; sein Mund bog sich lautlos, verkrümmt nach unten. „Ja, und meinen ganzen Hofstaat hatten Eure Worte verzaubert. Es war so herrlich. Warum habt Ihr nur aufgehört? Und wie geht es nun weiter, sagt doch; wird der Römer nun getötet?" Bettelnd hatte das Kind seine Backe auf Grabbes Hand gepreßt. Er zog sie unwillkürlich zurück. „Mein liebes Kind — — —" Das verdammte Würgen in der Kehle! „Ach, lest doch weiter, ja?" Das Mädchen streichelte schmeichelnd des Dichters magere Hände. Da ließ er sich am Tisch nieder. Das Kind kauerte sich daneben. Und zwischen dem Schnarchen der Zecher und dem Stöhnen der Träumenden las Grabbe die „Hermannsschlacht" zu Ende. Ueber seine Wangen purzelten die Tränen. Er wischte sie mit der Hand fort und verschmierte sich das Gesicht. Aber er las und las.

Da, als gerade Carus sich in sein Schwert stürzen wollte, polterte jemand ins Zimmer. Es war der Wirt. Als er seine Tochter in dem gelben Dunst zwischen den Säufern an Grabbes Seite knien und ihre glänzenden Augen sah, die sich an des Dichters Lippen festgesogen hatten, brach er los.

Die beiden fuhren auseinander.

„Verdammtes Balg! Wirst du wohl hinauf ins Bett. Na wart'! Morgen sprechen wir weiter über deine nächtlichen Ausflüge!" Er stieß das Mädchen roh zur Tür hinaus; dort drehte er sich noch einmal um. Grabbe nickte ihm mit einem ohnmächtigen Lächeln zu. „Und Ihr, mit Eurer Firlefanzerei, tätet wohl besser daran, nach Hause zu gehen. Verdreht Ihr mit Eurem Gewäsch dem Kinde noch einmal den Kopf, so wertet Ihr mich kennenlernen." Grabbe schwieg. Er stand auf. Ueber seinem Antlitz lag ein Schimmer, vor dem der Wirt zurückwich. Der Dichter aber grüßte ihn mit einer fast feierlichen Gebärde. Dann schritt er hinaus, so gerade und sicher, wie er lange nicht einhergegangen war.

Als er jedoch draußen war, sank er wieder zusammen, so schwankte er schief über die windstille, lehmige Straße. Im Mondlicht sah er seinen Schatten hin und her tanzen. „Sie die Königin und ich ihr Dichter!" summte er halblaut vor sich hin. Da sah er in einer hell belichteten Wasserpfütze sein verwüstetes Gesicht und sein zwergichtes, zerstörtes Körperchen. Seine vergeudeten, verfehlten Lebensjahre fielen ihm ein. Und die Erkenntnis kam ihm mit solcher Heftigkeit, daß er gellend vor Schmerz aufschrie und zu Boden stürzte.

Er brach in ein wimmerndes Weinen aus, das ihn von Kopf bis zu den Füßen durchschütterte, und konnte sich nicht erheben. So fanden ihn zwei spät heimkehrende Bürger. „Betrunken!" sagte der eine. „Pfui, Teufel, dieser Lump!" der andere. Dann hoben sie den wie ein Kind schluchzenden Dichter auf und trugen ihn nach Hause. Dort verschied er einige Tage später, während seine Frau Luise in der Dachstube die schmale Erbschaft ausrechnete, in den Armen seiner Mutter am 12. September 1838. Die Aerzte sagten: an Rückenmarkschwindsucht.

(Aus: „Die verlorene Nacht," Satir-Verlag, Berlin.)

Manfred Georg.

Der Kanal der 22000 Toten.

Fahrt durch den Panama-Kanal. — Es ist alles anders.

Ich hatte ein wenig Angst vor der Fahrt durch den Panama-Kanal. Aber man soll nicht glauben, was die Leute einem über Temperaturen und Landschaften erzählen. Bis jetzt war es immer anders. Nord-Amerika, Mexiko, Zentral-Amerika habe ich völlig verschieden von den Schilderungen in Büchern oder aus Reisendenmund gefunden. Saftig, voll von Abwechslungen, im allgemeinen sauber, die Menschen gütig. Man hatte mir von mexikanischen Riesenwüsten, von Dreck in Zentral-Amerika, von permanenten Räubereien erzählt. Die Wirklichkeit ist grundverschieden. In Kostarika noch hatte man mir gesgt: auf der Fahrt durch den Panama-Kanal werden Sie vor Hitze umkommen. Es war nicht kühl, aber ich habe weniger Schweiß vergossen als etwa in dem guatemalteser Hafen Puerto Barrios oder in einer der überheizten Neuyorker Wohnungen. Die Kanallandschaft ist wahrhaft lieblich. Der Panama-Kanal ist überhaupt kein Kanal nach der üblichen Vorstellung. Er ist fast wie die Havel, mit Seen, entzückenden Windungen, Hügeln und Wiesen an den Ufern, auf denen Vieh grast, Palmen und Bambus wachsen und saubere Bungalow-Häuschen stehen. Nur die Kanal-Schleusen sind schnurstracks, alles andere ist Fluß-, See- und Uferfreundlichkeit.

*

Kurz nach Sonnenaufgang, der den Hafen von Cristobal und die Wasser der Bucht von Limon herrlich verklärte, fuhr der kleine Grace-Dampfer „Santa Eliza" dem atlantischen Kanaleingang zu. Das ist kein Tor, keine Gewaltigkeit, sondern etwa eine Einfahrt wie in den Kaiser-Kanal bei Swinemünde. Aber ausgestattet mit allen technischen Schikanen und mit den furchtbarsten Verteidigungsmitteln meilenweit. Der Kanal ist hier aufs beste geschützt gegen Sturmwellen aus der Bucht von Limon, und seine Einnahme mit Waffengewalt scheint fast unmöglich. Die „Santa Eliza" jedoch gleitet durch diese Drohungen lachend weiter, den Riesenschleusen von Gatun zu, begleitet von Fregattenvögeln und fröhlich springenden Fischen und gefolgt von vier Dampfern, die an diesem Morgen den Kanal passieren wollen.

Als wir uns dem Wunderwerk von Gatun nähern, jagen uns über ungeheure Betonbuckel elektrische Lokomotiven, die modernen Schleusenmaultiere, mit vielem Geräusch entgegen. Ein großer roter Zeiger am Eingang zur Schleuse fällt zum Zeichen, daß man bereit ist, das Schiff 85 Fuß hoch auf das Niveau des Gatunsees zu heben, der durch Eindämmung des Flusses Chagres gebildet wurde. Die Lokomotiven werden vor und hinter das Schiff gespannt, sie ziehen und halten es, bis wir vor dem Ankloventor am Ausgang liegen. Ein zweiter Dampfer wird hinter uns eingeschleppt. Dann schließt sich die Einfahrt und der Schleusenspiegel hebt sich schnell. Alles geschieht ohne Geschrei, selbstverständlich und automatisch.

*

Dieser See ist fast 164 Quadratmeilen groß. Er ist der größte künstliche See der Welt, mit etwa 184 Millionen Kubikfuß Wasser. Wir fahren an vielen kleinen Inseln vorüber in den sogenannten Culebra-Cut oder auch Gaillard-Cut, so genannt nach dem Ingenieur David G. Gaillard, der die Durchschneidung und Durchsprengung der Anden an dieser Stelle geleitet hat. Von hier aus folgt der Kanal dem Tal des Rio Grande. Am Ende des Culebra-Cut liegen die Pedro-Miguel-Schleusen, in denen das Schiff gesenkt wird. Dann sinken wir in den Miraflora-Locks bis auf das Niveau des Pazifischen Ozeans und leben in Balboa, dem Hafen der Stadt Panama, am pazifischen Ausgang des Kanals an, um Passagiere und Fracht nach Süd-Amerika einzunehmen. Der Spiegel des Pazifik liegt etwas höher als der Spiegel des Atlantischen Ozeans.

Acht Stunden etwa hat die Fahrt gedauert. Es sind 44,08 nautische Meilen. Das Ganze ist vielleicht das größte technische Werk auf der Erde, ausgestattet mit allen technischen Bequemlichkeiten für die internationale Schiffahrt und mit allen Waffenschrecknissen für den Kriegsfall, bis weit hinaus auf den Inseln vor der pazifischen Kanaleinfahrt. Der Kanal hat Kohlendepots von 700 000 Tonnen Kapazität mit Bunkereinrichtungen für 1500 Tonnen in der Stunde. Die Oeltanks fassen 3,5 Millionen Barrels. Es gibt große Süßwasser-Anlagen, die solidesten Piers, Hospitäler, Luxushotels, Spezialvieh für die Angestellten, dazu Trockendocks, Rettungsdampfer, kurz alles, dessen die moderne Schiffahrt bedarf. Das „Washington"-Hotel an der atlantischen Seite ist das schönste und bequemste Hotel in den amerikanischen Tropen. Vor seiner Wasserfront steht ein Denkmal des Kolumbus, an dessen hoher Gestalt ein kleiner Indianer in die Ferne sucht.

*

So scheint alles heiter, es ist eine Vergnügungsfahrt, und die Amerikaner kommen in der „Season" nach Colon oder Panama, um dort Tennis und Golf zu spielen, bei Pferderennen zu wetten, Trips in die Indioumgegend zu machen, frische Kokosmilch zu trinken und in den Swimmingpools elegante Familienbad-meetings zu veranstalten. Der Kanal ist eine „Attraktion" wie die Playa und die Spielsäle von Habana, das „Myrtle Bank" Hotel auf Jamaika oder die Trinkgelage auf der Insel Nassau. Aber ich konnte nicht recht froh werden auf der schönen Fahrt, denn einen Tag vorher hatte ich von den Kanal-Gedenktafeln in den Bovedas bei Panama Stadt, vor denen die Erinnerungssäule an die Toten des Kanals steht, die Kanalgeschichte abgelesen. Zehn Jahre nach der Eroberung Mexikos hatte der Kampf- und Raubgenosse des Cortéz, Alvaro de Saavedra, auf Veranlassung Karls V., den ersten Panama-Kanal-Plan ausgearbeitet. Cortéz hatte mit seiner feinen Witterung die außerordentliche Möglichkeit schnell erschnüffelt. Hätte nicht der Nachfolger Karls V., Philipp II., mit den Worten: „Der Mensch soll nicht trennen, was Gott vereint hat", das Projekt abgelehnt, so wäre schon vor Jahrhunderten das Werk versucht worden, wahrscheinlich mit noch gräßlicherem Resultat als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aber die Kanalidee ruhte nicht. Einmal sollte die Wasserstraße durch den Isthmus von Tehuantepei, dann durch den Nicaragua-See, dann wieder durch die Panama-Enge gestochen werden, über die Balboa, der Architekt Ferdinands des Katholischen, einen Weg nach der alten Stadt Panama angelegt hatte, auf dem die von Pizarro geraubten Goldschätze nach der atlantischen Küste geschleppt wurden.

*

Auch der große südamerikanische Befreier „Simon Bolivar" gab Anfang des 19. Jahrhunderts Auftrag, einen Kanal-Plan auszuarbeiten. Aber erst auf dem Internationalen Panama-Kongreß in Paris, im Jahre 1879, wurde eine feste Bauentschließung gefaßt. Ferdinand von Lesseps, der Konstrukteur des Suez-Kanals, übernahm die technische Leitung und im Januar 1882 begannen die Ausschachtungsarbeiten. Die Kanalzone war damals eine der fiebrigsten Gegenden der Welt, voll von Moskitos und Miasmen. So mußten 22 000 Arbeiter und Angestellte sterben. Auf einer der Erinnerungstafeln wird erzählt, wie Jules Dingler, der im Jahre 1883 nach Panama kam, um die Ausschachtungen zu leiten, nach einigen Jahren mit den Leichen seiner Frau und seiner zwei Kinder nach Europa zurückkehrte. Der Kanal fraß dermaßen Menschenleben und Geld, daß im Jahre 1888 die Arbeit aufgegeben werden mußte. 53 Millionen Pfund Sterling waren verloren. Nur 19 Meilen hatte man ausgeschachtet, es blieb die Trace, zerfallene Häuser und ein Pestheer. Dann traten die Vereinigten Staaten in das Geschäft. Sie verhandelten mit der Regierung von Columbien, und als die nicht wollte, gab es eine kleine Revolution in Panama, das damals eine Provinz Columbiens war. Die Folge war die übliche Autonomie. Die „befreite" Republik Panama trat die Kanalzone für wenig Geld an die U. S. A. ab, und seit 1913 zahlt der „große Bruder" im Norden jährlich 250 000 Dollars an die Republik Panama, deren Regierung diese Rente an ihre Angestellten verteilt.

*

Durch außerordentliche sanitäre Maßnahmen wurde das Fieber vertrieben, die gifttragenden Mücken sind verschwunden, die Panama-Kanal-Zone ist heute wie ein Luftkurort. Aber nachts jagen die Marine-Scheinwerfer von Colon und Panama ihre Lichtstrahlen gegen den Himmel, um amerikanische Flieger zu suchen, die dort auf den Ernstfall hin manövrieren.

Alfons Goldschmidt (Panama)

Sie amüsieren sich.

Von Alfred Arna.

Eine Diele ir den westlichen Gegenden **B e r l i n s**, eine kleine, dezente Diele, nicht aufdringlich inszeniert, sondern eher der Aufenthalt für gesetztes Bürgertum. So sieht sie jedenfalls auf den ersten Blick aus. An der Bar sitzen freilich zwei stark gepuderte Herren eng umschlungen. Sie trinken Kognak, tauschen zärtliche Blicke und hauchen hin und wieder einen duftigen Kuß in die Gegend. Das Orchester entfesselt seine ganze Kraft an einem Step. Der Geschäftsführer tänzelt, mit einem Fächer bewaffnet, durch die trauten Räume und erklärt unentwegt, er sei eine anständige Nutte, während ein auf Lustgreis stilisierter und geschminkter Knabe, im Privatleben glücklicher Vater zweier Kinder, eine Geisha zu imitieren versucht.

Damen und Herren tanzen getrennt. Zwei junge Damen halten sich innig aneinandergepreßt, während sie steppen, und haben die Welt um sich vergessen. Aber es herrscht Pleitestimmung. Man begnügt sich in den meisten Fällen mit einer Tassee Kaffee, fünf Zigaretten und vielen zärtlichen Blicken.

Plötzlich ändert sich das Bild. Zwei Ehepaare, die aus irgendeinem Theater kommen, sind eingetreten, feinste Konfektionsbranche, prima Geschäftsaufsicht, die Damen in großer Abendtoilette, die Herren in Smoking und weißer, gepanzerter Hemdbrust. Der eine kaut an einer schweren Importe. Er hat korrekt gescheiteltes Haar und einen gestutzten Schnurrbart.

In die Kellner fährt elektrisierte Bewegung, und selbst der Geschäftsführer besinnt sich plötzlich auf seine normale Veranlagung. Die hohen Gäste werden unter Verbeugungen und Händereiben an einen Tisch geführt, von dem aus sie das ganze Lokal überblicken können.

„Bitte vier Mokka und vier französische Kognaks zur Einleitung!“ schnauzt der Herr mit der Importe. Der Geschäftsführer weiß in diesem Augenblick, was er seinem Lokal schuldig ist. Jetzt übertrifft er sich selbst, wird ganz großes Format, kreischt, kokettiert und steigert seinen öligen Bariton in den Diskant. Der Herr mit dem gestutzten Bart fühlt sich unsicher. Er holt sein würdigstes Gesicht aus der Garderobe hervor. Am liebsten möchte er fortgehen oder über die Konjunktur reden. Aber die Damen sind begeistert. Ganz langsam bröckelt ihre mühsam erarbeitete Kulturtünche ab. Sie schreien ebenfalls, tanzen beide bacchantinnenhaft mit merkwürdig übertriebenen Bewegungen und vergessen dabei, daß sie für diese Uebung eigentlich zu umfangreich sind.

Der zweite Herr, der bis dahin ganz still und mit fragenden Kinderaugen dagesessen hat, schreit plötzlich nach Sekt. Der geschminkte Knabe springt vor Freude auf seinen Schoß und streichelt und küßt ihn. Der Geschäftsführer sendet wilde Wonneschreie in die Luft. Das Orchester wütet. Die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt, und die beiden Damen blähen sich vor Stolz, daß sie in dieser ungewohnten Situation im Mittelpunkt des Interesses stehen. Sogar die Ehemänner legen ihre offiziellen Gesichter ab, fühlen sich als Helden und glauben nun mit unerschütterlicher Festigkeit an ihren wohlbegründeten Ruf als Lebemänner.



Die Marmorbüste Franz Schuberts, die jetzt in der Walhalla bei Regensburg aufgestellt wurde.

Dichter als Spielzeugerfinder.

August von Thümmel und Arno Holz.

Es dürfte wohl nicht sehr vielen bekannt sein, daß Dichter sich auch als Erfinder von Kinderspielzeug betätigt haben. Ein großes Verdienst bei den Kindern hat sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der damals sehr beliebte Schriftsteller **T h ü m m e l** erworben, dessen „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“, und dessen Roman „Sophiens Reise von Sachsen nach Memel“ zu den meistgelesenen Büchern jener Zeit gehörten.

Thümmel gründete als thüringischer Minister in **D e s l a u** eine Steinschneidemühle, deren Aufgabe es war, kleine Steinkugeln — sogenannte Murmeln oder Schusserl oder Knicker — herzustellen. Die Fabrikation nahm einen ungeheuer großen Umfang an. Die Kugeln wurden nach allen Ländern Europas, sogar nach Indien ausgeführt. Allerdings war die Konjunktur wechselnd: zeitweise warf die Fabrik Gewinne ab, die einer Verzinsung des Betriebskapitals von 10 bis 12 Proz. entsprachen, und dann wieder war der ganze Betrieb stillgelegt.

Uebrigens soll auch die Erfindung eines anderen Spielzeugs der „laufenden Maus“, die vor allem von fliegenden Händlern im Straßenhandel verkauft wird, auf einen zeitgenössischen Schriftsteller, und zwar auf **A r n o H o l z**, zurückgehen.

Der Rücktritt Ben Lindseys.

Ein Schöpfer neuer Jugendgerichte.

In der Gestalt des Jugendrichters Ben **L i n d s e y** verkörpert sich das Heldentum einer Persönlichkeit, die in dem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen den Zwang konventioneller Moral das soziale Gewissen Amerikas und der europäischen Welt auf das intensivste aufgerüttelt hat. Ben Lindsey, als „sittlicher Dynamo“ einmal von dem Kongreß der Vereinigten Staaten gekennzeichnet, ist Schöpfer des Jugendgerichts in **D e n v e r** in Kolorado. Das Wesen dieses Jugendgerichts ist es, alle Jugendlichen außerhalb eines ordentlichen öffentlichen Kriminalverfahrens zu stellen und durch persönliche pädagogische Maßnahmen den jungen Menschen zu helfen, sie unter Umständen dauernd zu leiten, nicht aber zu bestrafen.

Lindsey übernimmt eine Grundeinsicht der modernen Psychologie des jugendlichen Menschen darin, daß er das Eigenrecht des Kindes gegenüber dem des Erwachsenen anerkennt. Der Staat, der Kinder wie Erwachsene behandelt, ihnen zwar kein Recht auf eigene staatspolitische Maßnahmen zugesteht, sie aber gleich reifen Männern ins Gefängnis steckt, verfährt nicht nur grausam und ungerecht gegen diese, sondern auch zuletzt gegen sich selbst. „Ich denke,“ sagt Lindsey, „wenn die Welt besser um die Gedanken und Beweggründe der Jugend wüßte, wie natürlich und arglos, wie naiv sie ist, wie heilig in ihrer ungekünstelten Ehrlichkeit und Einfachheit, selbst wenn sie höchst unklug ist, würde die Gesellschaft ihre Gesundheit wiederfinden.“ Die erste Tat Lindseys war darum die **A b s c h a f f u n g d e s G e f ä n g n i s s e s f ü r d i e J u g e n d l i c h e n.** In persönlichem eingehenden Gespräch suchte er das Vertrauen der Kinder zu gewinnen und vermochte die einen soweit moralisch zu kräftigen, daß sie selbst von sich aus die rechte Bahn beschreiten konnten, die anderen, welche der Beaufsichtigung bedurften, schickte er in die Fürsorgeanstalt, wohin sie alle auf Aufforderung des Richters ohne jede Begleitung **f r e i w i l l i g**, im guten Kinderglauben an „**L i t t l e B e n**“, gingen.

So entstanden nach dem Beispiel Denvers in ganz Kolorado jene Jugendgerichte, die, durch keinerlei politische Machenschaften zerstörbar, ihrem Urheber die Dankbarkeit der gerecht empfindenden Menschheit sichert.

Sittlichkeit im Kampf mit der Sitte.

Aber Lindseys Jugendfürsorge ging weit über das Maß bloßer Jugendgerichtsbarkeit hinaus. Zu Tausenden wendeten sich junge Menschen an Lindsey und baten in allen den Fällen, in denen sie sich gegen die herrschende Sitte — besonders auch auf geschlechtlichem Gebiete — vergangen hatten, um Rat. So hatte der Jugendgerichtshof in den Jahren 1920 und 1921 allein mit 769 Mädchen im Alter von 14 bis 17 Jahren wegen sittlicher Verfehlungen zu tun. Und in fast allen Fällen war es Lindsey gelungen, den jungen Menschen zu helfen. Oft vermochte er die Eltern zu überzeugen, daß gerade in solchen Zeiten der inneren Nöte sie ihren Kindern den Beweis wahrer Liebe zu geben hätten. Wo ihm dies nicht gelang, half er eben ohne deren Unterstützung, ja in manchen Fällen auch gegen deren Willen. „Ich bin zuerst für die Kinder,“ sagt Lindsey, „denn ich bin zuerst für die Gemeinschaft. Die Kinder von heute sind die Gemeinschaft von morgen. Ich verlange, daß die Gemeinschaft vorher durch Erziehung richtig leitet und nicht nachher verfolgt, wenn der Schaden getan ist, verfolgt mit einer Grausamkeit, die zur Verzweiflung, ja zum Morde treibt.“ Wenn Ben Lindsey in jedem Falle für die Mutter als einem „heiligen Kanal des Lebens“ Ehrfurcht fordert, so bedeutet das keineswegs, wie seine Gegner ihm oft zugeschoben haben, daß er die Institution der Ehe angreift. Für ihn ist die Ehe, allerdings nur wenn sie nicht auf unerträglichem Zwang, sondern auf seelischer Freiheit basiert, eine notwendige Einrichtung der Gesellschaft. Was er hingegen nicht müde wird zu fordern, ist Gerechtigkeit für alle ungeborenen Kinder, von denen eine Unzahl vor ihrer Geburt durch Mord und nachher mit Schande bedroht wird.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Ben Lindsey, durch 30 Jahre von den „konventionellen Barbaren“ mit allen Machtmitteln verfolgt, äußerlich unterliegen mußte. Ende 1927 wurde Lindsey gezwungen, sein Richteramt abzugeben, nicht ohne vorher sein Werk am Kinde und an der Menschheit durch einen Akt seelischer Größe zu besiegeln.

Die Akten sind vor Mißbrauch sicher.

Während seiner 30jährigen Richtertätigkeit nahm Richter Lindsey eine Unzahl Protokolle — Aussagen einiger tausend Mädchen — aus dem ganzen Reiche Kolorado auf. Man hatte schon, während Lindsey im Amte war, wiederholt versucht, die im vollen Vertrauen auf die Verschwiegenheit Lindseys gegebenen schriftlichen Aussagen zu rauben; es waren hauptsächlich Diebe gewesen, die diese Akten zu **E r p r e s s u n g e n** aller Art verwenden wollten. Nunmehr aber mit dem Abgange Lindseys wurde diese Gefahr ganz besonders drohend. Unter allen Umständen mußte ein solches Unglück verhütet werden. Als er daher sein Richteramt niederlegte, nahm er die Protokolle, zirka 5000 an der Zahl, mit sich. Die Staatsanwaltschaft forderte unter Androhung von Strafe und Gewalt die Akten zurück. In diesem **K o n f l i k t z w i s c h e n ä u ß e r e m R e c h t u n d i n n e r e r G e r e c h t i g k e i t** entschloß sich Lindsey, der Gefährdung seiner eigenen Person nicht achtend, diese Protokolle aus der Welt zu schaffen, indem er sie **v e r b r a n n t e**. An dem lodernden Scheiterhaufen sprach Ben Lindsey folgende Worte: „Ihr, arme Mädchen, die ihr einst das Geheimnis eurer Erniedrigung mir anvertraut habt, ihr könnt ruhig sein: seht, euer Geheimnis bleibt bei mir, sicher aufbewahrt. Jene Bösen, die eure Aussagen für das Gericht oder für die Oeffentlichkeit verwerten wollen, bekommen nun gar nichts in die Hände, bloß diesen Haufen einer grauen, formlosen Aschenmenge.“

Dieser zugleich reale und symbolische Akt bezeichnet den vorläufigen Abschluß einer Wirksamkeit, deren sittliches Pathos die konventionellen Erfordernisse der Gesellschaft überdauern wird.

Prof. H. Werner.



In Los Angeles befindet sich das größte Buch der Welt. Es ist das „Besucherregister“ der dortigen Handelskammer. Das Buch wiegt 340 Pfund und hat 4000 Seiten. Es ist so dick, wie der Stamm eines riesigen Ahornbaumes.

Tuberkulosegefahr auf dem Lande.

Von Stadtarzt Dr. Alfred Korach (Berlin).

Vorbeugen ist besser denn heilen! Will man die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen herabsetzen, so gilt es, so früh als möglich alle tuberkulösen und tuberkulosegefährdeten Menschen aufzuspüren, um die Krankheit nach Möglichkeit schon im Beginn ihrer Entwicklung zu bekämpfen oder die in der Umgebung Tuberkulöser wohnenden Menschen vor Krankheit und Siechtum zu schützen. Im Kampfe gegen die Tuberkulose muß man bestrebt sein, möglichst restlos diejenigen Menschen kennenzulernen und fürsorgerisch zu „erfassen“, die an einer offenen Lungentuberkulose leiden und als Huster und Bazillenstreuer ihren Mitmenschen besonders gefährlich zu werden pflegen.

Die Bekämpfung der Tuberkulose ist in den meisten deutschen Städten seit einer Reihe von Jahren schon ziemlich weitgehend organisiert, dank der Arbeit vieler städtischer Gesundheitsämter und dank der Tätigkeit der Träger der sozialen Versicherung. In vielen **l ä n d l i c h e n** Gegenden jedoch liegt die Bekämpfung der Tuberkulose noch recht im argen. Zwar hört man von Zeit zu Zeit manche Leute die Meinung vertreten, die Bekämpfung der Tuberkulose auf dem Lande sei längst nicht so wichtig wie in den Städten, da „die gute Landluft“ die Bewohner vor tuberkulösen Erkrankungen in hohem Grade bewahre. Diese Auffassung ist aber vollkommen falsch. Weiß man doch seit einigen Jahren auf Grund genauester medizinalstatistischer Erhebungen, daß die Tuberkulose **a u f d e m L a n d e** in sämtlichen europäischen Staaten **s t ä r k e r v e r b r e i t e t** ist als in städtischen bzw. industriellen Gegenden. Der Grund hierfür liegt in der ebenfalls durch medizinalstatistische Nachweisungen genauestens erhärteten Tatsache, daß die Wohnungen, besonders die Schlafstätten der Arbeiter auf dem Lande viel schlechter sind als in den Städten und industriellen Zentren. Die Wohnungen der Landarbeiter sind im Durchschnitt noch viel trostloser als die kläglichen Quartiere der Industriearbeiter in den Steinwüsten der Großstädte. Gerade auf dem Lande ist es um die Lüftung der Schlafräume besonders mangelhaft bestellt. Der innerhalb der Wohnstätten auf den einzelnen Wohnungsinsassen anteilig entfallende Luftraum, der „Luftkubus“, ist in zahlreichen ländlichen Gegenden ganz besonders gering.

Bei dieser Lage der Dinge konnte es nicht wunder nehmen, daß auf der letzten Jahresversammlung der Gesellschaft Deutscher Tuberkulosefürsorge ein Referat von Dr. **H e r o l d** aus **K o b u r g**, daß „Die systematische Erfassung der Tuberkulose auf dem Lande“ zum Gegenstande hatte, besonderes Interesse beanspruchte. Die Erfahrungen, die bei der Tuberkulosefürsorge in den Städten gemacht worden sind und immer noch gemacht werden, lassen eine Nutzanwendung für die Tuberkulosebekämpfung auf dem Lande nur in beschränktem Umfange zu. Die Verhältnisse auf dem Lande liegen eben ganz anders als in den Städten. Der Besuch der Fürsorgesprechstunden ist stets mit einer gewissen Umständlichkeit verbunden; er bringt Verluste an Zeit und Geld mit sich und hält nur allzuoft die Bevölkerung davon ab, zur Sprechstunde zu kommen. Die Versorgung der ländlichen Gegenden mit Aerzten, vor allem mit Fachärzten, kann ebenfalls mit städtischen Verhältnissen nicht verglichen werden. Viele kleine Gegenden — und zwar in erster Linie solche, die arm sind, aber auch andere, die den gesundheitlichen Aufgaben nicht immer die Beachtung schenken, welche diese unbedingt verdienen — entbehren der Hilfe der Gemeindeschwestern.

Dr. Herold machte einen Vorschlag, um trotz der heute obwaltenden Schwierigkeiten die Tuberkuloseherde auf dem Lande wenigstens in gewissem Umfange kennenzulernen. Eine Gelegenheit hierzu bietet die fürsorgeärztliche Tätigkeit in der Säuglings- und Kleinkinderfürsorgestelle und in der schulärztlichen Sprechstunde. Kommen doch zahlreiche Kinder, die einer tuberkulösen Ansteckung verdächtig sind, in diese Fürsorgeeinrichtungen, Kinder, bei denen man, ohne daß sie auch nur im geringsten geschädigt werden, mit einfachsten Untersuchungsmethoden feststellen kann, ob sie bereits tuberkuloseinfiziert sind und einer entsprechenden ärztlichen Betreuung bedürfen. Aufgabe des Fürsorgearztes ist es, sich in solchen Fällen nicht nur des einzelnen angesteckten Kindes anzunehmen, sondern auch — im wahrsten Sinne des Wortes — „Familienfürsorge“ zu treiben, nämlich nachzuspüren, welche Personen in der Familie oder in der sonstigen häuslichen Umgebung des Kindes an einer tuberkulösen Erkrankung leiden. Sicherlich kann man auf diese Weise — darin muß man Dr. Herold in vollstem Umfange beipflichten — eine weit größere Anzahl von Tuberkuloseerkrankten auf dem Lande kennen lernen und in geeignete fürsorgerische Betreuung übernehmen.

Noch dringender notwendig aber ist die Anstellung einer viel größeren Anzahl von Fürsorgeärzten und Fürsorgeschwestern, als dies heute in den meisten ländlichen Gegenden der Fall ist. Aufgabe des Staates ist es, für die finanziell leistungsschwachen Landbezirke in dieser Hinsicht besonders zu sorgen, damit nicht erst nach Jahr und Tag, sondern recht bald ein lückenloses Netz von Tuberkulosefürsorgestellen in Stadt und Land vorhanden ist, das den Kampf gegen die Tuberkulose aufzunehmen und, soweit dies möglich, siegreich zu bestehen vermag.

Der Vorhang geht auf!

„Die Faschingsfee"

Singspiel (Operette) mit Gesang und Tanz in 3 Akten von Dr. A. M. Willner und Rudolf Oesterreicher. Musik von Emmerich Kalman.

Also erste offizielle deutsche Theateraufführung. „Veranstaltet" von der Liebhaber-Sektion des Theatervereins „Thalia". Der ankommende Karneval, meinetwegen auch Fasching, scheint den Dornröschenschlaf wieder einmal gebannt zu haben. Wenigstens ist es Tatsache, daß unser Theaterverein endlich wieder ein hörbares Zeichen von sich gibt. Denn lang, lang ist's her . . .

Wohl um den „Zeitverhältnissen" gerecht zu werden, hat man die Operette „Faschingsfee "gewählt. Erstens, sagt man, könnten in Lodz nur Operetten „existieren" und zweitens, na ja, die Faschingszeit beginnt ja. Deshalb war es usw. usw. . .

Also „Faschingsfee" ist **eine** Operette — wie viele andere — nur daß viele andere viel besser oder schlechter sind. Aber bleiben wir bei Fasching. Wir müssen uns ein Künstlerstammlokal zur Karnevalszeit in München (wohlgemerkt!) vorstellen. Hier ist die Boheme versammelt bei lustigem Mummentanz und fröhlicher Ausgelassenheit. Ein Tiermaler, der porträtiert, Dichter, Schauspieler und -spielerinnen, noch ein Maler mit einem reichen Mäzen, Sänger und was dergleichen Volk noch mehr ist. Zur Staffage des Raritätenkabinetts gehört noch ein Herzog, ein paar Herren von, ein Graf. Und mitten hinein in den Spektakel kommt noch eine ungarische Fürstin Alexandra Maria, die Faschingsfee, die beinahe Verlobte des Herzogs Ottokar des alten. Sich sehen und klebenbleiben, wie der lustige Hubert sagt, ist eins. Nämlich Viktor, der Maler bleibt bei der Fürstin kleben. Die Hauptrolle spielt dann eine Menge Geld (in Gräfin Mariza sind es zwanzigtausend Schweine). Der kuragierte Viktor ohrfeigt beinahe seinen Mäzen, natürlich wegen seiner Fee, und kriegt dann seine versprochenen 50 Tausend nicht. Sie streckt sie vor (die 50 Tausend), doch daß er's nicht weiß, schließlich gibts einen Krach zwischen den beiden Feenleuten, der zukünftige Verlobte Herzog Ottokar von Grevlingen, der alte, kommt auch dazu und will von dem Maler das Feenporträt kaufen, der aber zerreißt's und zerfetzt's. Die Statisten staunen, das Publikum beinahe auch, der Vorhang fällt und der Spaß könnte aus sein. Sollte aus sein, müßte es. Statt dessen aber versündigen sich die beiden Verfasserherren an der wirklichen Boheme und hängen einen dritten „Akt" an und deichseln darin mit guten und schlechten Witzen so lange an dem ergebenen Künstlergesindel herum, bis der sonst ganz annehmbare Maler Viktor seine moralische und Bohemepleite erlebt und die beiden sich in die Arme fallen dürfen. Der Ottokar hat mittlerweile nichts dagegen, nachdem noch kurz zuvor alles von ihm abhängig war. Freilich ist das alles ein gut wenig gebügelt, gewichst und geölt, daß man's nicht sehr merkt.

Die „Teilnehmer" suchten mit Wissen und Gewissen ihrer — sagen wir, nicht leichten — Aufgabe gerecht zu werden. Und zum großen Teil ist's ja auch geglückt. Frau Hedwig Kuliszewicz als Fee suchte uns für ihr heißes ungarisches Reiterblut zu begeistern. Stimmlich war sie auf der Höhe, auch mimisch. Herr Julius Kerger fühlte sich in seinem Element, trotz der undankbaren (relativ) Rolle als Maler Viktor. Nur hatte er erheblich Mühe, gegen das Elegische in Stimme und Ausdruck anzukämpfen, sein „Da werd' ich durch die Zähne pfeifen und wieder von frischem anfangen" klang nicht so sehr glaubwürdig. Max Anweiler brachte Schwung in die ganze Sache durch seinen urwüchsigen und naiven Humor. Nur drohte er manchmal in der Hitze des Gefechts (auch die anderen!) ins lodzerisch Familiäre zu verfallen. Auch dürfte sich unser Lokalwitz, Kochanowka um Hilfe anrufen, von München aus nicht so leicht hilfreich erweisen. Richard Zerbe, der Tiermaler und Menschenkenner, hat beinahe so ausgesehen, als ob er „zehnmal geliebt hätte und elfmal betrogen wurde". Daher schien ihm wohl noch das steife Wesen in den Knochen zu stecken, denn er sagt ja selber, die Liebe sei eine Influenza. Nicht minder herzogsteif, sprachlich und leiblich, war Herr Eugen Seidel als Ottokar der alte. Herr Adolf Genau gab seinem Grafen Meredit wirklich einen „mäzenhaften" Anstrich. Last not least ist Frl. Alice Rufenach als eifersüchtige Choristin Lori Aschenbrenner, Eleonore, auch Loreley genannt.

Ein wunder Punkt sind fast in jedem Berufstheater die Massenszenen. Doppelt Gefahr läuft damit eine Liebhaber-Aufführung. Die (vielen!) Statistenszenen in „Faschingsfee" waren nicht gelungen. Da wäre für eine tüchtige Regiehand noch Arbeit übrig. Wenn es auch rohes Statistenmaterial war, das zur Verfügung stand, so muß doch der Lohn der Mühe sichtlich sein — oder es ist notwendig, von vornherein damit zu rechnen und eventuell auszuschalten, beim Stück sowohl wie bei den „Teilnehmern".

Besonderen Beifall ernteten die Gäste aus Bielitz, Frl. Lola Paasch und Herr Erich Langowski für ihre Tanzvorführungen, die Geschick und Können verrieten. Besonders eine Black-Bottom-Groteske mußte wiederholt werden (wie auch anders!).

Die Dekorationen des Theatermalers Mackiewicz waren den Umständen angepaßt. Prof. Zozula hatte mit seiner zusammengewürfelten Musikerschar nicht wenig Mühe.

Zusammen war die Aufführung ein Erfolg. Das bis auf den letzten Platz besetzte Haus kargte nicht mit Beifall. Und man kann erwarten, daß auch die nächsten Wiederholungen ihr Publikum finden werden. Ergo, verehrte Genossenschafts-Theaterliebhaber, nicht immer liegt es nur am Publikum. Das Publikum will — sagen wir — Theater. Mag es vorläufig auch nur Operette sein, und wenn nicht anders möglich, auch „Faschingsfee". Etwas Ehrgeiz und ein wenig mehr Willen wird vieles gut und besser machen. Aus dem Kennen wird auch ein Können werden. Wir Lodzer sind doch sonst nicht so sehr träge. Der Anfang soll gemacht sein. Ein ordentlicher Fönwind (meinetwegen schließlich Original „Hanau") muß nur hineinblasen und der Dornröschenschlaf wird ausgelullt sein, beim Thalia-Verein und auch beim Publikum.

riz.

*

Es wird allgemein bedauerlich gefunden- daß sich in Lodz, der „Metropole" des Deutschtums im ehemaligen Kongreßpolen, wie es so hübsch heißt, kein deutsches Theater erhalten kann. Freilich ist es Tatsache, daß wir seit fast zehn Jahren kein deutsches Theater bei uns haben. Der frühere Thalia-Tempel ist abgebrannt und seit dieser Zeit scheint das Musenunglück nicht mehr fortzubannen zu sein. In unserer Weihnachtsnummer erst haben wir ausführlich unsere zukunftsbange Theaterlage besprochen. Um so erfreulicher ist es, daß sich ein paar unerschrockene Leute zusammenfanden, die entgegen allen lähmenden Befürchtungen den Glauben an eine deutsche Bühne nicht verloren, sondern ihre Spannkraft mit neuem Mut geprobt und zukunftsfroh einen neuen Anfang gemacht haben. Es ist anerkennenswert, daß unsere Theaterleute es verstanden haben, freundschaftliche Beziehungen mit Berufsschauspielern aus Bielitz anzuknüpfen. Es ist in dieser Hinsicht nur erwünscht, diese Beziehungen für die Zukunft noch fester zu knüpfen und in dauerndem Kontakt mit den deutschen Schauspielern aus Kaatowitz, Bielitz oder anderen Städten, wo deutsche Bühnen bestehen, zu bleiben und sie auch zu Gastspielen oder gelegentlichen Mitwirkungen zu verpflichten. Wir wissen, aller Anfang ist schwer, und es wird schwerer, wenn man allein dasteht. Sich Freunde und Verbündete schaffen, ist eine Aufgabe, die — sagen wir — auch rentabel sein kann. Die Aufführung am Sonntag hat gezeigt, daß unser Publikum „trotzalledem" noch ein beträchtliches Interesse am Theater hat. Und wenn der Vorstellung auch noch manches anhaftet, das abgestreift werden muß, so glauben wir doch, daß bei ehrlichem Vornehmen und grundsätzlichem Wollen sehr vieles zum Guten und Besseren geändert werden kann. Wir unsererseits werden diesem Streben immer mit förderndem Wohlwollen entgegenkommen. Deshalb wünschen wir der tapferen Truppe erfolgreiche Arbeit an sich und dem guten Werk, das sie unternommen.

Kammerbühne.

CZŁOWIEK, ZWIERZĘ i CNOTA.

Komödie von Pirandello.

War das wirklich Pirandello? Dieser klotzige Unsinn, vom literarischen und geistigen Wert des Vorstadtbrettls, das war Pirandello? Also nicht mehr Idylle, nicht Schöngeisterei, nicht mehr bedeutungsarme Kunst, sondern Unflat? Selbst ein Pirandello hat kein Recht,, uns derart mit dramatischem Kot zu bescheren. Fort damit, trotz Pirandello!

Es war Nachtvorstellung, Vorsilvesterstimmung, man verträgt also gerne die leichtgeschürzteste Muse, aber nicht krassen, schmutzigen Unsinn. Wir würden es sehr bedauern, wenn es der Direktion mit derartigen Stücken gelingen würde, das Publikum von bildender Kunst abzuziehen.

Das flotte Spiel der Darsteller tröstet uns nicht. Wir werden vielmehr unseren Trost in den Mitteln und Wegen finden, die einer derartigen Kunst den Weg zur Bühne verschließen.

Imk.

Bücherschau.

Diskrete Antworten auf vertrauliche Fragen. Ein Buch in 20 Kapiteln für ernste Menschen von Reinhold Gerling. Orania-Verlag G.m.b.H., Berlin W 57. Preis karton. M. 5.— Halbleinen M. 6.—. Es tauchen im menschlichen Leben immer wieder Fragen von oft schwerwiegender, ja entscheidender Bedeutung auf, die der Betroffene aus Rücksichten aller Art oder Schamgefühl weder einem Arzte, noch Eltern oder einem Freunde vorlegen kann. Solche Fragen seelischer oder körperlich-seelischer Art sind zu Zeiten wie den unsrigen, wo Anschauungen, Sitten und Gebräuche in starkem Kampf mit sich selbst liegen, besonders häufig und bedrückend. Auf diesem Gebiete ist Reinhold Gerling durch seine 25jährige Erfahrund und Vortragstätigkeit, die ihn mit unzähligen Menschen in vertraute Verbindung gebracht hat, ein berufener, aufklärender und beratender Führer. Seine mit Feingefühl und sicherstem Verständnis für das Seelenleben der Suchenden und Zweifelnden gegebenen Antworten betreffen u. a.: Liebe, Ehe, Das Verhalten werdender Mütter, sexuelle Aufklärung, Irrungen und Wirrungen aller Art usw. Das Buch ist vornehm und würdig ausgestattet.

Der neue große Brockhaus. Zum ersten Male nach dem Kriege, zum ersten Male seit fast zwei Jahrzehnten beginnt jetzt der Große Brockhaus, das heißt die große Ausgabe von Brockhaus' Konversationslexikon in neuer, der fünfzehnten Auflage zu erscheinen. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1928.) Bislang kam der erste Band heraus, er kostet in Ganzleinen 22,50 Mark in Subskription, später wahrscheinlich 25 Mark. Die neue Auflage ist völlig neu bearbeitet. Das war eine Notwendigkeit. Die Fülle der ganz neuen Beiträge ist unübersehbar. Dabei ist alles in Betracht gezogen worden, was in den letzten Jahren entdeckt, erforscht oder geschaffen wurde. Die Zahlenangaben sind in den meisten Fällen bis auf das Jahr 1928 gebracht. Auch die älteren Artikel sind ohne Ausnahme auf den gegenwärtigen Stand der Forschung gebracht. Aus der Fülle der neuen Artikel können hier nur ein paar Beispeile angeführt werden. Da ist es von unserem Standpunkt aus besonders anerkennenswert, daß jetzt auch die sozialen Fragen, die in den letzten Jahrzehnten mit Recht so sehr in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, ausführlich behandelt werden. Druck und Ausstattung, auch der Einband, sind gut. Es ist sehr sorgfältig gearbeitet worden. Alles in allem macht daher der erste Band, der von dem Buchstaben A bis Ast reicht, einen ausgezeichneten Eindruck. Das ganze Werk soll 20 Bände umfassen. Für weniger zahlungskräftigen Interessenten ist Ratenzahlung möglich.

Bruno Raymond: „Isabella. Motive aus der Komödie der Ehe." (Lodz, Kommissionsverlag L. Fischers Buchhandlung.) Das Buch ist in Lodz erschienen und stammt von einem Lodzer, der sich offenbar unter einem Pseudonym verbirgt. Dieser Umstand allein muß den Kritiker von vornherein wohlwollend veranlagen. Dennoch . . . ist es mir nicht leicht gefallen, das Buch zu Ende zu lesen. Zudem entsteht aus verschiedenen Satzwendungen die Vermutung, als wäre das Buch eine Uebersetzung aus dem Polnischen (es ist aber als ein solches nicht bezeichnet). Diese Wendungen sind unzählig. (Beispielsweise: „Sitzt wie sitzt." — „Durch den Konkurs angeregt." Gemeint ist damit ein Wettbewerb: unter Konkurs versteht die deutsche Sprache meist die Pleite.) — Auch sonst anfechtbares Deutsch: „Er behandelt mich wie eine Schülerin" (muß heißen: Schulmädel). — „Ich habe mich sehr gefreut, Sie persönlich kennen lernen zu dürfen" (deutsch müßte es heißen: „Es freut mich sehr, Sie kennenzulernen." Warum „dürfen?" und solcher Geschraubtheiten gibt es ohne Zahl. — „Dissonanzreich" statt „dissonanzenreich". — „Mimi, ich versichere dich" (also eine Versicherungsagentin?). — In der 24. Szene des 1. Aktes wird sehr langatmig über Kapitalismus, Revolution, Freiheit, Arbeiterschaft in Dialogen geleitartikelt: das kann meinetwegen zur Schilderung des „Milieus" nicht übel sein, doch dazu gehört eine Meisterschaft. — Dann ist von einem Theaterbau die Rede, wo die Figuren der neun Musen angebracht werden: das ist gegen die Begriffe moderner Architektonik. — Der Schluß kinoartig: Ein sich betrogen wähnender Ehegatte will den Liebhaber erschießen und trifft die Gattin, die sich dazwischenwirft. „Während ein musizierender Maskentrupp vorbeidefiliert, fällt langsam der Vorhang." In einer Industriestadt Polens, wo die Handlung spielen soll, kennt man solche Umzüge nicht. — Einige Begabung ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Sie ist jedoch noch nicht ausgereift. Eine Umarbeitung (auch Kürzung) könnte daher dem Werke größeren Wert verleihen.

C. H. S.

Deutsche Sozial. Arbeitspartei Polens.

Lodz-Zentrum. Am Mittwoch, den 2. Januar 1929, findet die übliche Sitzung des Vorstandes statt. Die Anwesenheit aller Mitglieder ist erforderlich.

Lodz-Süd. Am Mittwoch, den 2. Januar, 7 Uhr abends, findet im Lokale Bednarska 10 die ordentliche Vorstands- und Vertrauenmännersitzung statt. Um pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Der Vorstand.

Gewerkschaftliches.

Das Erscheinen der Vertrauensmänner der Deutschen Abteilung am Mittwoch, den 2. Januar 1929, um Punkt 7 Uhr abends, ist unbedingt erforderlich.

Die Verwaltung.

Verantwortlicher Schriftleiter Armin Zerbe; Herausgeber: Ludwig Kuk; Druck: „Prasa" Lodz, Petrikauer 101



Heute und folgende Tage: **„Freiwild“** Durch reichen Inhalt spannendes, reizendes Drama nach dem Werk von Artur Schnitzler.

In den Hauptrollen die besten und beliebtesten Schauspieler, die unvergleichlichen Helden des Films „Liebelei“:

Eveline Holt, Jan Louis Lerch, Bruno Kastner

Beginn der Vorstellungen um 4 Uhr, Sonnabends, Sonntags und Feiertags um 12 Uhr mittags.
Sinfonieorchester unter Leitung des Herrn L. Kantor.

Odeon	**Wodewil**	**Corso**
Przejazd 2	Główna 1	Zielona 2

Ein Standartwerk. Mächtiges erotisches Lebensdrama, das die Tragödie zweier Liebenden illustriert, **„Der Frauenarzt“** als Verkünder der Theorie „Die verbotenen Operationen“: **Iwan Petrowicz**, als seine Frau **Eveline Holt**, als Freundin **Agnes Petersen-Mozzuchin.**

Bemerkung. Dieser Film wird gleichzeitig im „Odeon“ und „Wodewil“ vorgeführt.

Der Liebling des gesch. Publikums **Harry Peel** im Sensations Abenteuer-Drama „Die Tragödie eines Unterseebootes“. Außer Programm: Farce.

Apollo

Heute und folgende Tage:
Wochentags Anfang 3 Uhr; Sonnabends, Sonntags u. Feiertags um 12 Uhr. Preise f. d. 1. Vorst. v. 50. Gr. an

Das große Meisterwerk **„Das Gift der Liebe“**

Erschütterndes Drama, das den Kampf zweier Brüder um ein Weib illustriert. — In den Hauptrollen:
Ramon Novarro, Jean Crawford, Ernst Terence, Anna May Wong.
Außer Programm: **Komödie in 2 Akten.** — Nächstes Programm: „Der Idiot“ mit Lon Chaney.

CZARY

Für die erste Vorstellung alle Plätze zu 50 Groschen. Beginn täglich um 3 Uhr nachmittags. Heute, Dienstag, Sonnabend und Sonntag um 11 Uhr 30.

Heute großes zeitgenössisches Programm!

„Der König der Dshungeln“

Nach der Erzählung von Radyard Kippling. Unerhörte Sensation — — — — — 12 Akte. In der Hauptrolle **Tarzan – Elmo Lincoln** Noch nicht dagewesen.



Turnverein **„Aurora“**

Sonnabend, d. 5. Januar 929, um 8 Uhr abends, veranstalten wir in unserem Vereinslokale an der Kopernika-Straße 70 unser traditionelles

Christbaumfest

mit allgemeiner Preisverteilung
wozu die Mitglieder nebst Angehörigen sowie Gönner des Vereins freundlichst eingeladen werden.
Die Verwaltung.

DYREKCJA KOLEI ELEKTRYCZNEJ ŁÓDZKIEJ
Sp. Akc.

podaje niniejszym do wiadomości, że z dniem 1 stycznia 1929 r. wprowadzone zostają tak zwane BILETY KOMBINOWANE, na których podstawie pasażerowie jadący pociągami Łódzkich Wązkotorowych Elektrycznych Kolei Dojazdowych od krańców miasta, będą mogli przesiąść się na pociągi Kolei Elektrycznej Łódzkiej. jak rówaież przesiąść się raz jeden na linjach Kolei Elektrycznej Łódzkiej, a pasażerowie, jadący pociągami Kolei Elektrycznej Łódzkiej poza prawem jednorazowego przesiadania na tychże linjach będą mogli przesiąść się na pociągi Łódzkich Wąskotorowych Elektrycznych Kolei Dojazdowych i dojechać do granic miasta Łodzi na odcinkach następujących linji: Łódź-Zgierz do przystanku Radogoszcz, Łódź-Aleksandrów do przystanku Żabieniec, Łódź-Pabjanice do Kolei Obwodowej i na linji Łódź-Konstantynów do przystanku Bruss.

Cena biletu wynosi 30 (trzydzieści) groszy.

Przepisy, dotyczące przesiadania, umieszczone są na odwrotnej stronie biletów.

Zähne

künstliche, Gold- und Platin Kronen, Goldbrücken. Zahnbehandlung u. Plombieren, schmerzloses Zahnziehen.

Empfangsstunden ununterbrochen von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends.

Teilzahlung gestattet.

Zahnärztliches Kabinett TONDOWSKA
51 Glowna 51
Telephon 74-98.

Doktor
Wołkowyski
Cegielniana 25
Tel. 26 87.

Spezialarzt für Haut- und venerische Krankheiten, Blut- und Harnanalyse. Elektroterapie. Heilung mit Quarzlampen.
Empfängt täglich von 8 bis 10, 12—2 und 4—8 Sonn und Feiertags von 9—1.
Für Frauen von 4—5 (besondere Wartezimmer).

Kirchengesangverein der St Trinitatisgemeinde

Am Sonntag, den 6 Januar l. J., nachmittags 4 Uhr, begehen wir im eigenen Vereinslokale, an der Konstantiner Str. Nr. 4 unser traditionelles

Christbaumfest

mit reichhaltigem Programm, wozu wir die werten Mitglieder nebst Familie, sowie eingführte Gäste höfl. einladen.

Pfandlotterie. — Märchenaufführung.
Div. Ueberraschungen.

Der Vorstand.



Lodzer Musikverein „Stella“

Sonnabend, den 12. Januar 1929, ab 9 Uhr abends, veranstalten wir im Lokale des 1. Zuges der L. F. F., Konstantinerstraße 4, unseren diesjährigen

traditionellen Maskenball

und gestatten uns hiermit alle unsere Herren Mitglieder nebst Angehörigen sowie Mitglieder befreundeter Vereine und Gönner höfl. einzuladen.

Zwei der originellsten u. zwei der schönsten Masken werden preisgekrönt.

Verstärktes Orchester unter Leitung des Herrn Kapellm. Reinhold Tölg.

Billettvorverkauf: in der Firma Geike und Tölg, Petrikauer 105, sowie im Geschäft des Herrn Otto Jark, Glowna 28. Der Festausschuß. 3489

Die **Graphische Anstalt** von

J. Baranowski

Lodz, Petrikauer 109, Tel. 38-60

führt jegliche ins Fach schlagende Arbeiten schnell, äußerst geschmackvoll und zu Konkurrenzpreisen aus, und zwar: Aktienformulare, Programme, Preislisten, Zirkulare, Billetts, Rechnungen, Quittungen, Firmenbriefbogen und Memorandums, Bücher, Werke, Nekrologe, Adressen, Prospekte, Deklarationen, Einladungen, Affiche, Rechenschaftsberichte, Plakate, Tabellen, Karten jeglicher Art usw.

Für deutsche Vereine 10 Prozent Ermäßigung.



Das **Pianogeschäft**

Ernst Oeilbach
(Lyra)

wurde nach der **Petrikauer Straße 154** (früher Petrikauer 82) übertragen.

Empfiehlt: **Pianos, Flügel und Harmoniums** zu den günstigsten Zahlungsbedingungen. Übernimmt auch Transporte u. Reparaturen.

Warum schlafen Sie auf Stroh?

wenn Sie unter günstigste Bedingungen, bei wöchentl. Abzahlung von 5 Zl. an ohne Preisaufschlag wie bei Barzahlung, Matratzen haben können. Auch Sofas, Schlafbänke, Tapczans und Stühle bekommen Sie in feinster und solidester Ausführung. Bitte zu besichtigen, ohne Kaufzwang!

Tapezierer P. Weiß

Beachten Sie genau die Adresse:
Sienkiewicza 18, Front, im Laden.

Dr. med.
R. Stupel
Szkolna 12
zurückgekehrt.

Haut-, Haar- u. Geschlechtsleiden, Röntgenstrahlen. Quarzlampen, Diathermie. (Flechten, bösartige Geschwülste, Krebsleiden.) Empfängt 6—9 Uhr abends.

Für Hilfsarbeiten in einer Bandfabrik werden

Lehrlinge

gesucht.
Wo, sagt d. Exp. d. Bl.

Flotter
Reiger u. Andreher
sucht in einer größeren Fabrik Anstellung. Adress. zu erfahren in der Adm. d. Bl. 3495

Anständiges, sauberes
Mädchen
für kleinen, kinderlosen Haushalt kann sich melden Wulczanska 144, Tür 52, Regedzinska.

Spendet Bücher
für die Bibliothek von Lodz-Süd

Die Spenden werden jeden Montag und Mittwoch im Parteilokale, Bednarska 10, entgegengenommen.

Alte Gitarren und Geigen
kaufe und repariere, auch ganz zerfallene Musikinstrumentenbauer J. Höhne, Alexandrowska 64.

Groß-Lodz.

Die beispiellose Entwicklung der Stadt Lodz. — 8678 Hektar sollen an Lodz angegliedert werden. Die Notwendigkeit der Erweiterung der Stadtgrenzen.

I.

Die großartigen Pläne des gegenwärtigen Magistrats hinsichtlich der Erweiterung der Grenzen von Lodz haben für die weitere Entwicklung unserer Stadt grundsätzliche Bedeutung. Das bisherige geradezu phänomenale Entwicklungstempo von Lodz hat es mit sich gebracht, daß die Stadt das Zeichen einer in aller Eile zusammengewürfelten und planlos ausgebauten Niederlassung trägt. Von einer kleinen Ortschaft von 799 Einwohnern im Jahre 1820 ist Lodz im Laufe eines Jahrhunderts zu einer Großstadt emporgewachsen und ist gegenwärtig mit einer Bevölkerungszahl von fast 600 tausend Personen der Mittelpunkt eines äußerst rührigen Industriebezirks. Die Geschichte der Entwicklung anderer europäischer Großstädte kennt kein auch nur annähernd ähnliches Beispiel. So stieg zum Beispiel in der Zeit von 1800 bis 1910, also im Laufe von 110 Jahren, die Bevölkerungszahl von Leipzig 20fach, Budapest — 16fach, München — 15fach, Berlin 12fach, anderer Großstädte, darunter auch Warschau, 12fach, während die Bevölkerungszahl von Lodz in derselben Zeit um das 600fache angewachsen ist. Besonders in den letzten Vorkriegsjahren wies die Entwicklung der Stadt ein ungewöhnliches Tempo auf. So stieg die Bevölkerungszahl von Lodz allein in den Jahren 1911—1913 um 92tausend Personen. Jährlich erstanden in Lodz gegen 500 neue Wohnhäuser mit 5 bis 6tausend Wohnungen. Die sich stark entwickelnde Industrie zog immer neue Menschenmassen nach Lodz heran. Auf diese Weise erstand die Stadt Lodz, ohne daß sich jemand ernstlich um das Gesundheitswesen dieses gewaltigen Menschenzusammenlaufs, um das ästhetische Aussehen der Stadt oder um deren künftige Entwicklung gekümmert hätte.

Die Entwicklung der Vororte.

Ebenso schnell und ebenso planlos und wenig weitblickend entwickelten sich die Lodzer Vororte. In den letzten Jahren vor dem Kriege waren die Ortschaften Radogoszcz, Baluty und Chojny bereits so weit ausgebaut, daß sie sich von der Stadt Lodz in nichts mehr unterschieden. So erreichte die Einwohnerzahl von Baluty um diese Zeit bereits 100tausend Personen und konnte somit schon zu einer der größten Städte Kongreßpolens gerechnet werden. Trotzdem war Baluty in rechtlicher Beziehung bis zum Jahre 1915 noch immer Dorfgemeinde und wurde auf Grund der ländlichen Bestimmungen mit einem Gemeindevorsteher an der Spitze verwaltet. Diesem anormalen Zustande machten die deutschen Okkupationsbehörden im Jahre 1915 ein Ende, indem sie die Ortschaft Baluty formell der Stadt Lodz einverleibt haben.

In einer ähnlichen Lage befindet sich augenblicklich die Ortschaft Chojny. Auch diese direkt an Lodz angrenzende Ortschaft unterscheidet sich in bezug der dichten Bevölkerung in nichts mehr von Lodz. Die Bevölkerungszahl ist hier in der Nachkriegszeit so rapid gewachsen, daß eine auch nur annähernd genaue Ziffer nicht genannt werden kann. Nach mutmaßlichen Berechnungen dürfte die Einwohnerzahl von Chojny 16tausend Personen weit übersteigen. Doch wird die Art der Bebauung ebenso planlos und chaotisch geführt, wie wir es bereits in Baluty erlebt haben. Ein trauriges Bild stellen jedoch die Wege dar, für deren Instandhaltung nichts oder so gut wie nichts getan wird. So sieht das Budget dieser 1934 Hektar umfassenden Gemeinde für den Wegebau im kommenden Jahre 5500 Zloty vor, was bei solch einem großen Gebiete und bei einem derartigen Zustande der Wege soviel wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein bedeutet. Eine entscheidende Wendung zum Besseren kann hier bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht eintreten; beträgt doch das Budget der Gemeinde im ganzen kaum 60tausend Zloty und darf nicht erhöht werden.

Lodz soll um 8678 Hektar erweitert werden.

Um es nun zu einer Wiederholung derartiger anormaler und geradezu unerträglicher Zustände nicht mehr kommen zu lassen und um der Stadt Lodz, die in ihren augenblicklichen Grenzen keine Möglichkeit hat, die für die Stadt notwendigen gesundheitlichen und sozialen Einrichtungen zu schaffen, in die Lage zu versetzen, diesen lebenswichtigen Anforderungen gerecht zu werden und der Stadt eine weitere freie und geordnete Entwicklung zu sichern, hat der gegenwärtige Magistrat das von dem früheren Stadtverordneten und jetzigen Vizestadtpräsidenten Stanislaw Rapalski eingebrachte Projekt der Erweiterung der Stadtgrenzen aufgefaßt und Schritte zur Verwirklichung desselben eingeleitet. Eine durch Magistratsbeschluß vom 11. Mai 1928 eingesetzte Kommission hat die entsprechenden Vorarbeiten geleistet und in einem ausführlichen Memorial die Notwendigkeit der Einverleibung großer Gebiete in die Stadt Lodz begründet. Die Kommission ist über das erwähnte Projekt des Stv. Rapalski noch hinausgegangen und hat weitere Gebiete für die Einverleibung vorgeschlagen als in dem Projekt vorgesehen waren. Im ganzen sollen nach dem neuen Projekt 8678 Hektar angegliedert werden, was mit dem gegenwärtigen Gebiet der Stadt Lodz von 5875 Hektar zusammen 14 553 Hektar ausmachen würde. Lodz würde also noch 1½mal so groß sein, wie es jetzt ist. Erst nach Angliederung dieser zu einem großen Teil noch unbebauten Gebiete wäre es der Stadt Lodz möglich, einen entsprechenden Regulierungsplan durchzuführen. Außerdem erfordert auch die dichte Bevölkerung eine unbedingte Ausbreitung der Stadt. Lodz ist die am dichtesten bevölkerte Stadt in Polen. Auf einen Quadratkilometer entfallen in Lodz 9881 Einwohner, in Warschau —8697, Lemberg —7435, Krakau —4321, Posen —3351 und Bromberg 1632 Einwohner. Also schon allein der Bevölkerungszuwachs der Stadt Lodz und die damit verbundenen Wohnungsbedürfnisse weisen auf die Notwendigkeit der Angliederung großer und möglichst unbebauter Gebiete hin.

Antrag des Stv. Rapalski vom 17. Juni 1927.

In der Begründung seines Antrages auf Erweiterung der Stadtgrenzen hatte Stv. Rapalski folgendes angeführt:

„Lodz ist in bezug der industriellen Entwicklung die erste und größte Stadt Polens. Die Geschichte der industriellen Entwicklung unserer Stadt reicht kaum einige Jahrzehnte zurück, während die Geschichte von Lodz selbst erst vom Jahre 1820 an zählt. Auf Grund der statistischen Daten zählte die Ortschaft Lodz im Jahre 1820 nicht mehr als 779 Einwohner und 110 Häuser, während der Flächenraum 828 Hektar umfaßte. Im Jahre 1850 war die Einwohnerzahl bereits auf 15 764 und die Zahl der Häuser auf 1010 gestiegen, die ein Gebiet von 2739 Hektar bedeckten. Die eigentliche industrielle Entwicklung und der rapide Bevölkerungszuwachs datiert jedoch erst vom Jahre 1870, zu welcher Zeit Lodz 47 650 Einwohner zählte. Im Jahre 1890 war diese Zahl bereits auf 125 227 angewachsen und 1906, nach der Einverleibung der Vororte, erreichte die Einwohnerzahl von Lodz 329 056 Personen, während das Stadtgebiet 3811 Hektar betrug; 1914 war die Einwohnerzahl aber schon auf über eine halbe Million gestiegen. Nach Einverleibung von Baluty und anderer Vororte im Jahre 1915 umfaßte das Gebiet der Stadt Lodz 5875 Hektar. Augenblicklich übersteigt die Einwohnerzahl von Lodz 580 000 Personen, während die Zahl der Immobilien 8931 ausmacht. Obige Ziffern zeigen mit aller Deutlichkeit, in welch ungeheurem Tempo die Entwicklung unserer Stadt vonstatten ging. Obzwar Lodz in bezug seiner industriellen Entwicklung alle anderen Städte Polens um vieles übertroffen hat, um so viel aber ist Lodz hinsichtlich der Einrichtungen des äußeren Aussehens der Stadt, des ästhetischen Baues, insbesondere hinsichtlich eines rationellen und planmäßigen Ausbaues, der Regulierung der Straßen und Plätze, die in keiner Weise den Anforderungen unserer Stadt entsprechen, hinter den anderen Städten zurückgeblieben. Zu dieser planlosen und geradezu karikaturartigen Bebauung dieser Terrains hat nicht nur der Mangel entsprechender Regulierungspläne beigetragen, sondern im hohen Maße auch die zu späte Angliederung der bereits bebauten und stark bewohnten angrenzenden Vororte. Der beste Beweis hierfür ist die im Jahre 1915 einverleibte Ortschaft Baluty, die zu dieser Zeit bereits 100 000 Einwohner zählte. Der Zustand dieses Stadtteils ist hinsichtlich der sanitären Zustände und des Ausbaues so ungeheuerlich, daß an eine wirksame Besserung in nächster Zukunft nicht zu denken ist. Um hier entsprechende Verkehrsadern zu schaffen, Rasenplätze usw. anzulegen, muß mehrere Jahrzehnte und vielleicht sogar Jahrhunderte gewartet werden, bis die Frontgebäude eingestürzt sein werden, damit an ihrer Stelle die neuen Gebäude einige Meter eingerückt und auf diese Weise die Straßen breiter gemacht werden. Es müßte also jetzt der ganze Stadtteil zerstört werden, um Straßen zu errichten, wie sie die Kultur einer neuzeitigen Stadt erfordert. Augenblicklich stellt die Ortschaft Chojny ein ähnliches Bild dar."

Liegt der Anschluß der Vororte an die Stadt Lodz im Interesse der Einwohner dieser Ortschaften?

Wenn die Einverleibung der Vororte für Lodz geradezu eine Lebensnotwendigkeit ist, so liegt es auch unbedingt

---

Verschmähte Liebe.

Von H. Courths.

Es war in der Dämmerstunde eines Frühlingstages. Vor dem großen, alten Eckhause in der Georgenbergstraße, das dem alten Justizrat Schröter gehörte, stand ein lang aufgeschossenes junges Mädchen. Sie trug Trauerkleider von großer Einfachheit und einen kleinen, schwarzen Filzhut, der mit der ganzen ärmlichen Erscheinung im Einklang stand. Aus dem schmalen, blassen Gesicht sahen ein Paar große, dunkle Augen traurig und fragend an dem schlichten, graugetönten Hause empor.

Ordnend befühlte die schmale Kinderhand das dichte, nußbraune Haar, welches in üppiger Fülle unter dem Hütchen hervorquoll. Dann stieg das Mädchen zögernd die breiten Sandsteinstufen hinauf, die zum Haustor führten.

Unter der Klingel, die neben dem Tor angebracht war, stand auf einem blankgeputzten Messingschild in geraden Buchstaben: „Schröter, Justizrat".

Das junge Mädchen holte noch einmal tief Atem, stellte eine graue Handtasche vor sich hin und zog dann die Klingel. Ein entschlossener, herber Ausdruck hatte seinem jungen Gesicht ein gereiftes Aussehen gegeben. So stand es und starrte auf die geschlossene Tür, bis diese aufgetan wurde.

Eine rundliche alte Frau mit freundlichem Gesicht erschien. Sie trug eine Brille, durch die gute, alte Augen erstaunt auf das Mädchen blickten.

„Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Kann ich Herrn Justizrat Schröter sprechen?"

„So spät empfängt der Herr keine Besuche."

„Ich komme in dringender Angelegenheit, Frau Birkner."

Die Alte stutzte.

„Sie kennen mich?"

„Nur aus den Erzählungen meiner Mutter. Die sagte mir: ‚Grüße Babina'."

Da zuckte die alte Frau zusammen. Mit zitternden Händen faßte sie nach der schlanken Mädchenhand und zog die Einlaß Begehrende schnell ins Haus. Die Handtasche wurde dann ebensoschnell ergriffen, das Haustor geschlossen und Mädchen und Koffer rasch in ein Zimmer neben dem Eingang geschoben.

Die Alte tat es, ohne ein Wort zu sprechen. Dann trat auch sie ins Gemach. Ehe sie die Tür hinter sich schließen konnte, ertönte von oben aus dem ersten Stock eine schrille Frauenstimme:

„Wer ist denn da, Frau Ernstine?"

„Es war nur ein Hausierer, gnädiges Fräulein."

Sie lauschte noch eine Weile hinaus. Droben fiel eine Tür ins Schloß, und alles blieb still. Nun verriegelte die alte Frau die Tür hinter sich und zündete eine Lampe an, die schon bereit auf dem Tische des einfachen, sauberen Zimmers stand.

Mit dieser Lampe leuchtete sie ihrem Gast ins Gesicht.

„Sie nannten mich mit einem Namen, mit dem mich nur eine genannt. Sie ist verschollen. Wer sind Sie?"

„Die Tochter dieser Verschollenen."

„Klärchens Tochter! — Und Ihre Mutter, wo ist sie?"

„Tot."

„Unser Klärchen tot?"

Die alte Frau sank fassungslos in einen Stuhl, und unter der Brille fielen Tränen herab.

Sie nahm sie ab und putzte seufzend die Gläser blank. Dann sah sie das junge Mädchen bekümmert an.

„Wann starb sie?"

„Vor zehn Tagen."

„Und Sie sind allein hierhergekommen?"

Das Mädchen lächelte wehmütig.

„Wer sollte mit mir kommen?"

„Ihr Vater."

„Der starb schon vor zwei Jahren."

„Armes Kind! Woher kommen Sie?"

„Von Berlin."

„Dort lebten Sie mit Ihrer Mutter?"

„Ja."

„Und was soll nun werden?"

„Ich habe meiner Mutter auf dem Sterbebett versprochen, meinen Großvater aufzusuchen und ihn um Aufnahme zu bitten."

Ach, lieber Gott, Ihre Tante läßt Sie daher nicht zu dem gnädigen Herrn! Er ist in den letzten Jahren schwerhörig geworden und empfängt keine Besuche, wenn das gnädige Fräulein nicht dabei ist."

„Jedenfalls muß ich es versuchen."

Die alte Frau sann nach.

„Wenn ich nur wüßte, wie ich's einrichten könnte, daß Sie den Herrn Justizrat allein sprechen, dann wäre ja alles gut."

„Sie meinen, er würde mich nicht fortweisen?"

„I wo, mein Kindchen, das glaube ich im Leben nicht. Die Gnädige brächte das aber fertig! Deshalb dürfen Sie heute abend nicht hinauf. Ich will mir überlegen, wie ich Sie zum Herrn Justizrat bringe, wenn er allein ist."

„Ich muß aber noch heute mit ihm sprechen. Ich habe kein Obdach, und alles Geld, das ich noch besaß hat die Reise hierher verschlungen."

„Wenn Sie bei uns fürlieb nehmen wollen, Fräulein, ich bringe Sie schon unter für eine Nacht, und morgen sehen wir weiter."

Das junge Mädchen bekam feuchte Augen. Es ergriff die Hand der alten Frau und drückte sie herzlich.

„Wie soll ich Ihnen danken? Sie sind so gut. Mama sagte mir vor ihrem Ende: ‚Wende dich nur an Babina, die hilft dir, wenn du gar keinen Ausweg mehr weißt'."

Die Alte streichelte die schmalen Hände ihres Gastes.

„Das hat unser Klärchen gesagt? — Ja, Kindchen, was in meiner Macht steht, will ich gern tun. — Also tot — tot — das junge, blühende Geschöpf. Mein Gott, ich sehe sie noch vor mir. Sie sehen ihr sehr ähnlich; dasselbe Haar, dieselben Augen. Nur so arg blaß und elend schauen Sie aus. Da war Ihre liebe Mutter ein anderes Geschöpf in Ihren Jahren; so voll Kraft und Fülle, und rote, blühende Wangen hatte sie ,daß einem das Herz im Leibe lachte."

Ein herbes Lächeln umspielte den blassen Mund des Mädchens.

„Mama hatte eine andere Jugend verlebt als ich. Ich bin unter Sorgen und Entbehrungen aufgewachsen."

Die alte Frau sah sie mitleidig an.

„Das müssen Sie mir alles nachher erzählen. Jetzt will ich Ihnen einen kleinen Imbiß hereinholen. Sie werden hungrig sein. Kommen Sie, machen Sie es sich hier in mei-

im Interesse der Einwohnerschaft dieser Gebiete, einer großen Stadt anzugehören. Besonders für die unbemittelte Bevölkerung dieser Vororte ist die Zugehörigkeit zur Stadt Lodz von größter Bedeutung. Genießt sie doch gegenwärtig so gut wie gar keine soziale Fürsorge seitens der Gemeindeverwaltungen, während sie dann von allen sozialen Einrichtungen der Stadt Lodz Gebrauch machen kann. Während z. B. im Jahre 1928 in Lodz die Ausgaben für das Gesundheitswesen für jeden Einwohner 9,73 Zloty und für soziale Fürsorge 6,75 Zloty ausmachten, betrugen die Ausgaben in den anzugliedernden Gemeinden wie folgt: in Chojny — für das Gesundheitswesen pro Einwohner 6 Groschen, öffentliche Fürsorge 91 Groschen; in Radogoszcz — Gesundheitswesen 6 Groschen, öffentliche Fürsorge 72 Groschen; in Bruß — Gesundheitswesen 2 Groschen, öffentliche Fürsorge 1.53 Zloty. Ebenso verhält es sich mit den Ausgaben für Volksbildung. In Lodz betragen die Ausgaben für diesen Zweck, im Jahre 1928 pro Einwohner 6,51 Zloty; während dieselbe Summe in Chojny — 1,34, Radogoszcz — 1,75 und in Bruß nur 1,25 Zloty ausmacht. Die Ziffern beweisen mit aller Deutlichkeit, welch große Vorteile sich für die unbemittelte Bevölkerung dieser Gebiete durch den Zusammenschluß mit der Stadt Lodz ergeben werden.

Du sollst nicht töten.

Von Carl Heinrich Schultz.

Das schwerste, jammervollste ird'sche Leben,
Das Alter, Meineid, Schmerz, Gefangenschaft
dem Menschen auferlegt, ist ein Paradies
gegen das, was wir vom Tode fürchten.
Shakespeare.*)

Es ist für die Kulturwelt nichts Rühmliches daran, daß das russische Strafgesetzbuch vom 22. März 1903, das gegenwärtig für Kongreßpolen bindend ist, eigentlich als das einzige in Europa bezeichnet werden kann, das (leider nur formal und dem Wortlaut nach) die Todesstrafe nicht vorsieht. Denn Art. 99 (Attentat auf den Kaiser) und 100 (gewaltsamer Umsturz der Thronfolgebestimmungen), die die Todesstrafe androhen, sind durch die politischen Umwälzungen hinfällig geworden, und Art. 108 (Hochverrat mit praktischen Folgen) ist durch andere Bestimmungen ersetzt. Selbst für Mord (Art. 453—466) und für Raubüberfall (Art. 589) ist in diesem Gesetz als Höchststrafe lebenslängliche Zwangsarbeit festgesetzt.

Immerhin ist es bemerkenswert, daß Rußland: das kaiserliche, das Vorkriegsrußland, der rückständigste Staat Europas, die Todesstrafe bereits vor 25 Jahren abschaffen wollte, während Deutschland, England, Frankreich, die Länder der „höchsten Kultur", sich bis heute nicht entschließen können, diese mittelalterlichste aller Strafen aus ihren Gesetzbüchern zu streichen. Wir haben ausdrücklich bemerkt, daß Rußland die Todesstrafe abschaffen w o l l t e, denn praktisch ist bis zum Kriegsausbruch das neue Strafgesetzbuch nicht in der Wirklichkeit angewandt worden, und erst die deutschen Okkupationsbehörden haben dieses russische Strafgesetzbuch in Kongreßpolen und „Ober-Ost" als Richtschnur eingeführt und der wiedererstandene Polnische Staat hat es übernommen.

Die Anhänger der Todesstrafe kommen selbstredend sofort mit ihrem ebenso billigen wie unzulänglichen Argument: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Wir wüßten ja tausende ebenso billiger und ebenso ungenügender Gegenargumente anzuführen, an denen die Bibel so reich ist. Doch wir wollen hier gar nicht die Bibel zitieren, weil sie in ihren Geschichtsbüchern (und zum Teil in den Lehrbüchern des Alten Testaments) von einer Blutrünstigkeit ist, die leider für die Anhänger der Todesstrafe nur eine Quelle ihrer „Berechtigungen" ist.

Nein, wir wollen die Sache einmal anders fassen. Setzen wir den Fall, Du mordest eine Person und ich ermorde dafür Dich. Einmal warst Du der Mörder, das zweitemal war ich es. Ich habe Dich aber nur dafür bestraft, weil Du gemordet hast. Ich war Dein Richter. Dadurch bin ich ein Mörder geworden, der ebenso bestraft werden muß, wie ich Dich bestraft habe. Ich habe aber außerhalb des Gesetzes gehandelt. Und dafür werde nun auch ich ermordet. Doch nicht mehr von einer vierten Person, sondern vom Staate. Wenn ich Dich für einen Mord bestraft habe und bin deswegen ein Mörder geworden, so ist der Staat, der mich für den Mord bestraft hat, gleichfalls ein Mörder. Ist das nicht folgerichtig?

Nun ist der Staat aber keine Einzelperson mehr, sondern der „Vertreter der Interessen der Gesellschaft". Und der Staat kann für den an mir begangenen Mord nicht mehr bestraft werden, weil er eine Gesamtheit ist. Der Staat geht also straflos aus, weil er nur „dem Gesetz Genüge tut".

Das Gesetz aber ist doch wieder nur von Menschen gemacht. Unter diesen Menschen können sich auch Einzelpersonen befinden, die unter Umständen i h r e r s e i t s einen Einzelmord begehen. Da beginnt nun die Klassifizierung des Mordes: der „gemeine Mord" — derjenige, der ohne Grund oder aus habsüchtigen Gründen begangen wird; der „Mord unter dem Einfluß einer starken seelischen Erregung"; der „Mord in Ueberschreitung der Grenzen der Notwehr"; der „Mord durch das Drängen des Getöteten und durch das Mitleid" u. v. a.

Man sieht, daß Staat und Gesetz sich Mühe geben, „human" zu erscheinen (sie sind sogar vielleicht fest davon überzeugt, daß sie es wirklich sind) und den „Seelenregungen" und „Motiven" Rechnung tragen wollen. Warum? Weil die Einzelglieder unter den Gesetzgebern eingesehen haben, daß auch einer der ihren einen Mord begehen könne. Daher die „mildernden Umstände". Bleiben wir aber bei dem gemeinen Mord und dem Raubmord. Selbstverständlich ist das etwas sehr verabscheuungswürdiges. Selbstverständlich muß so ein „Auswurf der Gesellschaft" unschädlich gemacht werden.

Ist aber die Hinrichtung wirklich ein Mittel zur Unschädlichmachung eines unwürdigen Mitglieds der menschlichen Gesellschaft?

Als Mittel zur Besserung kommt die Todesstrafe nicht in Betracht. Und ein Mittel der Abschreckung ist sie erst recht nicht, denn klipp und klar weist die Statistik nach, daß nach jeder Hinrichtung die Zahl der Morde erschreckend zunimmt, daß eine Mordtat, der eine Hinrichtung folgt, wie eine Psychose nachwirkt.

Richard Specht schreibt in einem Zeitungsaufsatz: „Widerfährt dem justizierten Mörder nicht dasselbe, die wie seinem Opfer — selbst in unserer Zeit, die „humanere" Mittel der Hinrichtung anwendet als das quallüsterne Mittelalter? Leidet der Verbrecher nicht mehr und anderes als der von ihm Getötete? Selbst im scheußlichsten Fall des Mordes, dem vorbedachten Raubmord, hat der Täter die leidenschaftliche Besessenheit und wohl auch das innere Verhängnis der triebhaften Belastung ethisch vor dem Staat voraus, der kalten Willens dasselbe tut wie er: das Opfer beschleichen, überlisten und überfallen, um es schließlich, nach der Folter der Gerichtsverhandlung, zu töten und ihm neben der Todesstrafe die weit schlimmere der Todesangst aufzuerlegen. Dem Tag bewußt entgegenzuleben, an dem das Beil oder der Strick der eigenen Untat Sühne bringt, muß eine Marter sein, die über jede Todesstrafe hinausgeht."

Hermann Bahr hat einmal darauf hingewiesen, daß keiner von denen, die das Todesurteil aussprechen oder

*) „Maß für Maß", 3. Akt, 1. Szene. Uebersetzung von Schlegel-Tiek.

Länder ohne Todesstrafe.



(weiß): Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Costarica, Equador, Guatemala, Uruguay, Venezuela, Honduras, Peru, Holland, Norwegen, Oesterreich, Portugal, San Marino, Schweden und Rumänien

Länder, in denen die Todesstrafe noch besteht (schwarz): Belgien, Bulgarien, England, Deutschland, Estland, Finnland, Frankreich, Luxemburg, Italien, Spanien, Griechenland, Jugoslavien, Polen, Litauen, Rußland, Ungarn und Malta. In Mexiko, in der Schweiz und den Vereinigten Staaten (schraffiert) ist die Todesstrafe nur in einzelnen Bezirken abgeschafft.

---

nem Alten seinem Sorgenstuhl bequem. Setzen Sie Ihren Hut ab. Und — wie heißen Sie eigentlich, ich muß Sie doch beim Namen nennen."

„Regina Volkmar."

„Regina, wie unsere verstorbene gnädige Frau. Ach, das wird dem Herrn Justizrat sehr gefallen. Aber nun hole ich Ihnen erst etwas zu essen."

Frau Ernstine trippelte hinaus und kam kurz darauf mit einem Glas Milch und einem Butterbrot zurück. Das stellte sie vor Regina hin.

„So, liebes Fräulein, nun lassen Sie es sich schmecken. Mehr habe ich nicht. Fleisch und Wurst und das Eingemachte schließt das Fräulein Tante weg. Sie ist eine Genaue und hat immer Angst, man verschenkt etwas. Nicht, daß sie armen Leuten nichts gönnte, aber das muß alles durch dem Herrn Stadtkämmerer Kirchner seine Hand gehen. Nur wer von dem für würdig befunden wird, den unterstützt das Fräulein Tante."

Regina faßte nach der Hand der Alten.

„Von Ihnen nehme ich gern, was Sie mir bieten. Ich danke Ihnen, liebe gute Babina."

„Schon gut, Reginchen, schon gut. Für unseres Kläschens Tochter tun wir, was wir irgend können. Nun erzählen Sie mir von Ihrer Mutter, Kind, wie ist es ihr ergangen? Nachher, wenn mein Alter aus dem Garten kommt, überlegen wir zusammen, wie wir Sie zum Herrn Justizrat bringen können."

Regina aß und trank und ließ sich mit einem Gefühl süßen Geborgenseins von der Alten die Hände streicheln. Dann begann sie zu erzählen.

„Sie wissen ja, Babina, daß Mama heimlich ihr Elternhaus verließ, um meinem Vater zu folgen. Daß dieser ein armer Schauspieler war, gab ihrem Vater das Recht, sich einer Heirat mit ihm zu widersetzen. Aber Mama liebte meinen Vater so sehr, daß sie freudig alles für ihn hingab. Als mein Großvater meinen Vater mit seiner Werbung einfür allemal abgewiesen hatte und auch auf meiner Mutter Flehen nur ein festes Nein erwiderte, folgte sie meinem Vater heimlich. Sie trafen in Naumburg zusammen und ließen sich dort trauen. Meine Mutter mußte dabei ihre alle nötigen Papiere mitgebracht.

Karriere.

Roman von Olga Wohlbrück.

(Schluß.)

Gestern abend erzählte er viel von dir, und daß du bis zum Frühjahr in Rußland bleiben müßtest. Wie stolz Großpapa auf dich ist — seine Augen glänzen jedesmal, wenn er deinen Namen nennt. Tante Therese hört ihm dabei so aufmerksam zu, daß er ihr gar nicht mehr böse sein kann. Komisch ist nur, daß Großpapa und Tante Therese meinethalben aufeinander eifersüchtig sind. Von Papa wird gar nicht gesprochen. Tante Therese fährt jeden Tag auf den Friedhof, ich war nur einmal dort, seit dem Begräbnis. Papa liegt neben Betsy, Tantens verstorbener Tochter, und da man nicht alle Blumen auf Papas Grabhügel unterbringen konnte, so hat man einen Teil auf Betsys Grab gelegt . . .

. . , 28. Januar 19 . .

. . . Tante Therese war außer sich vor Freude, als Großpapa ihr mitteilte, daß du mich mit ihm den Winter über bei ihr lassen wolltest. Sie will aber das Haus und die Stadt verlassen und in Dr. eine schöne Villa mit Garten beziehen. Großpapa besteht darauf, daß ich dort eine Pension besuche. Wir werden wohl in drei Wochen übersiedeln. Großpapa fragte, wie sie sich von den Gräbern trennen könnte. Sie antwortete, daß ihr neues Leben in mir finden wolle. Großpapa liest uns deine Triumphe aus der Zeitung vor — du schreibst so wenig darüber . . .

Dr., 27. Februar 19 . .

. . . In der Pension sind alle sehr nett zu mir. Großpapa bringt mich selbst jeden Morgen hin und Tante holt mich ab. Wenn die Schülerinnen nur nicht so neugierig wären. Seit sie erfahren, daß ich deine Tochter, wollen sie nicht begreifen, warum ich bei Tante Therese lebe und quälen mich mit Fragen. Endlich sagte ich, Mama war Papas erste Frau und Tante Therese ist Papas zweite Frau und Mama liebt Tante Therese sehr. Habe ich recht getan? . . ."

Dr., 15. März 19 . .

. . . Ich nehme seit einer Woche wieder Privatunterricht, in der Pension hieß ich immer: die Tochter der ersten Frau! Die Schülerinnen sind wirklich sehr boshaft! Aber ich habe doch ein paar Freundinnen herübergenommen und bin nun recht vergnügt. Tante Therese hat sich sehr über deinen Brief gefreut, sie schreibt dir noch heute. Du glaubst gar nicht, wie gut Tante Therese ist, und wie sie mich lieb hat. Ist es wirklich wahr, daß du nach Dr. kommst und den ganzen Sommer über hier bleibst? O, wie freue ich mich, ich springe den ganzen Tag wie toll herum . . .

Dr., 15. April 19 . .

. . . In kaum zwei Wochen bist du bei uns! Deine zwei Zimmer sind schon jetzt in schönster Ordnung. In dein Wohnzimmer hat Tante Therese Papas Piano stellen lassen, auf dem er immer geübt, auch seinen Schreibtisch. An den Wänden hängen Papas Bilder in allen Größen. Auch ein Lied von Papa hat sie einrahmen lassen — das „Frühlingslied", das du so oft gesungen; aber ich weiß nicht, warum sie gerade ein so altes Exemplar ausgesucht — das Papier ist ganz zerknitterte und mit Bleistift verkritzelt. Tante Therese sagte — gerade das Blatt würde dir Freude machen.

Als die Tapezierer weggegangen waren und alles am rechten Platz stand, da setzten wir uns auf die Chaiselongue und betrachteten zufrieden den hübschen Raum. Allmählich wurde Tante Therese wieder traurig und preßte mich an sich.

Da kam Großpapa herein mit einem offenen Brief in der Hand. „Mama trifft in anderthalb Wochen ein", sagte er. Ich klatschte in die Hände. Tante Therese aber faßte Großpapa bei der Hand und zeigte auf das Zimmer: Es soll nicht heißen, die erste Frau wohne als Gast der zweiten Frau. Claire ist hier bei sich — bei ihrem verstorbenen Mann. — Ich will nichts anderes sein als die „Tante Therese".

Großpapa räusperte sich ein paarmal, dann sagte er, wie verlegen von mir auf Papas Bilder weisend: „Wie unser Kind ihm ähnelt!" . . .

Habt Ihr — du und Tante Therese — mich darum so lieb? . . .

— Ende. —

durchführen lassen, die Verantwortung dafür auf sich nimmt: die Geschworenen berufen sich auf die Rechtsbelehrung, die Richter auf das Gesetz, das Staatsoberhaupt auf die Verfassung, der Scharfrichter auf den Auftrag seiner Behörde, und so können alle ruhig schlafen. Und Bahr erhebt die Forderung, daß der Richter, der ein Todesurteil verkündet, es auch mit eigener Hand vollstrecken müsse. Ein Verlangen von einer ethischen Höhe, die einer späteren Zeit vorbehalten werden muß. Nur daß diese Zeit voraussichtlich keine Todesurteile mehr fällen wird.

Wir müssen, um uns nicht der Plagiierung schuldig zu machen, noch einmal einen Absatz aus dem obenerwähnten Aufsatz von Richard Specht anführen: „Es ist ein schauerlicher Gedanke, daß sich immer noch Menschen bereit finden, berufsmäßig und mit den widerwärtigsten Todeswerkzeugen andere umzubringen und unter dem Schutz der Staatsgewalt, der Behörde und des Gesetzes seine eigenen sadistischen Instinkte“ (die denen des Mörders sehr ähnlich sein müssen. L. Verf.) „hemmungslos und gefahrlos auszuleben. Frühere Jahrhunderte haben wohl gewußt, warum sie den Henker zu der Zunft der „Ehrlosen“ zählten. Was sie freilich nicht gehindert hat, von ihm und seinen Folterknechten den ausgiebigsten Gebrauch zu machen und sich an dem Spektakel des Räderns, Vierteilens, Pfählens und Lebendigbegrabenwerdens zu ‚erlustieren‘.“ —

Im Februar des nun vergangenen Jahres hatten sich um die erledigte Stelle des Scharfrichters Wohlschläger in Prag neunundfünfzig Bewerber gemeldet, darunter Kaufleute, Schauspieler, ein Sekundaner, ein Herrenschneider, ein Reserveleutnant, sogar eine Frau und ein Theologe! Das scheußlichste leistete sich jedoch eine Filmgesellschaft, die in ihrer Bewerbung u. a. schrieb: „Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns die Anfrage, ob es möglich wäre, gelegentlich der Strafvollziehungen Filmaufnahmen für unsere Produktion zu machen. Wir sind selstverständlich gern bereit, Ihre Spesen zu tragen und würden die Rolle des Scharfrichters ohne Honorar für Sie von einem unserer Prominenten übernehmen lassen.“

Ist das nicht der Gipfel menschlicher Scheußlichkeit? Uebertreffen solche Kerle an kaltblütiger Vorsätzlichkeit und Verworfenheit nicht den blutigsten Haarmann und Denke? Soll auch hier noch das geringste Wort einer Entschuldigung oder Rechtfertigung gefunden werden? Und so etwas im Jahrhundert der Kultur und Zivilisation!

Doch gehen wir weiter. Wie oft erfährt der Leser von dem „Wiederaufnahmeverfahren“ in Strafprozessen, deren Angeklagte, trotz inbrünstigster Unschuldsbeteuerungen, hingerichtet worden sind: „auf Grund schwerwiegender Indizien“. Und es stellt sich immer wieder heraus, daß man Unschuldige hingerichtet hat, während die wahren Mörder unbehelligt blieben. Welche Sühne hat denn das Gericht, der Staat, die Gesellschaft, das Gesetz für solche Opfer? Natürlich keine. Weil es unmöglich ist, einen Justizmord in irgendeiner menschlich erdenklichen Weise zu sühnen. Und weder Richter noch Geschworene können wegen Leichtfertigkeit und Einsichtslosigkeit, wegen Kurzsichtigkeit und Erkenntnismangel irgendwie haftbar gemacht werden: denn die „Würde des Gesetzes“ ist gewahrt worden.

Und schon allein deshalb: wenn die Möglichkeit besteht, daß auch nur ein Unschuldiger hingerichtet wird, muß die Todesstrafe aus jeder Gerichtsbarkeit ausgeschlossen werden!

Dann hat es auch Fälle gegeben, daß einer sich selbst des Mordes bezichtigt und die Todesstrafe auf sich genommen hat, um eine geliebte Person zu retten.

Diese Argumente müssen — gegen alle Klügeleien! — genügen, um die Abschaffung der Todesstrafe zu fordern.

Die Kontrolle der Steuerzahler.

Die Kontrolle der Steuerzahler bildet ein Kapitel für sich und die vielen Klagen über die Steuerhärten sind nicht zuletzt auf die scharfe Kontrolle zurückzuführen. Der Steuerzahler hat in den meisten Fällen gar keine Ahnung, daß er auf Schritt und Tritt überwacht wird, daß eine ihm völlig unbekannte Person seine Lebensweise überwacht. Verborgen bleibt nichts und falls die Steuereinbekennung nicht den Tatsachen entspricht, erfolgt sofort Nachbesteuerung, der auch auf dem Fuße die Pfändung folgt.

Die legale Kontrolle der Steuerzahler obliegt der „Buchführungsabteilung“. Ihre Aufgabe ist es, die Buchführung der Steuerzahler zu überwachen. Von dort aus werden Beamte zu den einzelnen Unternehmungen delegiert, die die Bücher und Korrespondenzen der Handelsfirmen überprüfen. Bei größeren Unternehmungen sitzen die Beamten manchmal wochenlang bei den Firmen und hindern durch ihre Tätigkeit den Geschäftsgang. Neben dieser „Buchführungsabteilung“ befindet sich eine zweite Abteilung, die „Geheime“. Diese Abteilung hat bei allen Finanzämtern Unterabteilungen, die die Auskundschaftsarbeit besorgen. Ueber die Tätigkeit dieser Abteilungen erfährt man sonst wenig. Die Beamten sind den Steuerzahlern unbekannt und kommen mit ihnen selten in direkte Berührung. Sie haben zu allen Aemtern Zutritt, überprüfen die Bahn- und Postsendungen, überwachen den Geldverkehr des einzelnen Stuerzahlers und übermitteln alle ihre Wahrnehmungen an die Vorgesetzten. Das Material geht dann an das Steueramt und dient als Beweis gegen die „faulen“ Steuerzahler. Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß ein solches Beweismaterial mehr als lückenhaft ist, dafür aber ist es um so gefärlicher für den Steuerzahler, der da ahnungslos seinen Geschäften nachgeht. Die Auskundschaftsbeamten haben meistens keine Vorschulung genossen und erblicken ihre Aufgabe darin, möglichst viel belastendes Material gegen den Steuerzahler zusammenzutragen, weil sie darin ihr Fortkommen erblicken.

Ueber das Ueberwachungssystem ist die Meinung der Steuerzahler allgemein bekannt. Der Steuerzahler steht ihr wehrlos gegenüber und hat nicht die Möglichkeit, das Beweismaterial zu widerlegen, weil er dieses gar nicht zu Gesicht bekommt. Nebenbei gesagt ist diese Ueberwachung sehr kostspielig und bringt dem Staate und der Allgemeinheit mehr Schaden als Nutzen. Es wurden daher bereits Stimmen laut, das Ueberwachungssystem durch die allgemeine öffentliche Kontrolle zu ersetzen, ähnlich, wie sie in Amerika oder in den Skandinavischen Ländern eingeführt wurde. In den genannten Ländern werden die Steuerlisten öffentlich ausgelegt. Die Listen sind für jeden Bürger zugänglich und man ersieht aus ihnen die Höhe der Besteuerung eines jeden Bürgers. Gewiß hat auch dieses Kontrollsystem gewisse Schattenseiten, da es dem Konkurrenzunternehmen eine Denunziation ermöglicht, aber der Steuerzahler wird dann die Gewißheit haben, daß er nicht mehr auf Schritt und Tritt überwacht wird. Jedenfalls ist das heutige Ueberwachungssystem zu verwerfen, weil es zwischen dem Steueramte und dem Steuerzahler einen Abgrund geschaffen hat. Von moralischen Schäden wollen wir hier gar nicht erst reden.

Was man über die Arbeitsgerichte wissen soll.

Am 15. Januar des kommenden Jahres werden, wie bekannt sein dürfte, die Arbeitsgerichte in Polen ihre Tätigkeit aufnehmen. Da es sich hier um einen ganz neuen Typus von Gerichten handelt, soll zur praktischen Informierung folgendes angegeben werden:

Die Arbeitnehmer, d. h. Arbeiter und geistige Angestellte, können sich an diese Gerichte im Falle von Ansprüchen wenden, welche sich aus dem berufsmäßigen Dienst- oder Lehrverhältnis ergeben sollten. Dies betrifft sowohl Fälle zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern bzw. Lehrlingen, als auch Streitfälle zwischen Angestellten desselben Betriebes. Ferner gehören hierher auch strafrechtliche Ausschreitungsfälle gegen die Arbeitsschutz-Vorschriften.

Von der Kompetenz der Arbeitsgerichte sind jedoch land- und forstwirtschaftliche Betriebe ausgeschlossen, wenn sie nicht vorwiegend industriellen Charakter tragen.

Genau gesagt, dürfen sich an die Arbeitsgerichte wenden: Arbeiter, geistige Angestellte (welche nicht mehr als 10 000 Zloty jährlich verdienen), Lehrlinge und Praktikanten, Aufseher, Hauspersonal usw. Ausgenommen sind Personen, welche auf Grund von Arbeitsverträgen in Aemtern kommunaler und öffentlicher Verbände angestellt sind, sowie vertragsmäßig angestellte Lehrer.

Die Kompetenz der Arbeitsgerichte umfaßt auch Prozesse bezüglich Dienstwohnungen.

Mit der Klage hat man sich an dieses Arbeitsgericht zu wenden, in dessen Sprengel die Arbeitsstätte liegt, bzw. wo die Arbeit geleistet wurde oder geleistet werden sollte.

Die Parteien können sich in Fällen von Zivilansprüchen vertreten lassen. Die Arbeitnehmer durch Familienmitglieder, Berufskollegen, Mitglieder bzw. Funktionäre von Berufsverbänden. Rechtsanwälte können nur als ständige Rechtsbeiräte von Berufsverbänden die Arbeitnehmer vertreten. Die Arbeitgeber können sich durch ihre Beamten und durch Rechtsanwälte als ständige Rechtsbeiräte vertreten lassen.

In Fällen, wo es sich um strittige Ansprüche in Höhe von über 200 Zloty handelt, sowie in strafrechtlichen Angelegenheiten können beide Parteien durch Rechtsanwälte vertreten sein, die nicht der Bedingung, ständige Rechtsbeiräte zu sein, entsprechen müssen.

Das Berufungsrecht an das Bezirksgericht steht den Parteien zu: in Fällen unter 200 Zloty innerhalb 8 Tagen, in Fällen über 200 Zloty, sowie in Strafsachen innerhalb 14 Tagen. Die Berufung kann von den Parteien selbst ohne Zuhilfenahme eines Rechtsanwalts ausgefertigt werden. Die obigen Fristen werden vom Tage der Urteilsverkündigung an gerechnet. Wurde das Urteil in Abwesenheit der berufenden Partei gefällt, so zählt man die Frist vom Tage der Einhändigung des Urteils bzw. des Vollstreckungsbefehls, je nachdem, was früher erfolgt war. In manchen Fällen ist auch ein weiteres Rechtsmittel, und zwar die Berufung an den Obersten Gerichtshof vorgesehen.

Am Scheinwerfer.

Das alte Jahr, schön warm in einen Schafspelz und eine schwere Mütze gehüllt, ging in Begleitung des immer fröhlichen Silvesters und machte sich aufgeregt zur Abreise bereit.

„Na, glücklicherweise sind die Koffer und Körbe alle gepackt, die Droschke bestellt und die Mundvorräte für die Reise fertig. Es fehlt nichts mehr. Oder doch? Ach, richtig! Fast hätte ich das Billett vergessen! Ja . . . aber wohin soll ich denn eigentlich fahren?“

„Soll ich es etwa wissen?“ antwortete augenzwinkernd Silvester. „Frage auf dem Eisenbahnbureau nach. Und schließlich reise, wohin dich der Wind trägt, zurück kommst du ja auf keinen Fall mehr!“

„Ich fürchte, daß ich noch etwas hierlasse. Weißt du, ich sehe doch noch lieber einmal im großen Koffer nach.“

„Freilich, besser vorgesehen als nachgesehen. Nun, alles in Ordnung? Sind die beiden Kabinetts verpackt?“

„Ja, schon, nur im zweiten Kabinett kriecht mir das Justizministerium immer wieder heraus.“

„Deshalb keine Sorge, wenn du den Koffer fest zumachst, dann bleibt es schon drin. Hast du aber auch das Post- und Telegraphenministerium nicht vergessen?“

„Ich konnte es beim besten Willen nicht mitnehmen, es ist zu sehr in die Breite gegangen. Und schließlich kann auch der Stärkste den neuen Posttarif nicht ertragen.“

„Recht hast du, der Tarif ist riesig schwer. Aber die diesjährige Teuerung hast du doch wohl mitgenommen?“

„Das wäre mir nötig! So dumm bin ich nicht! Nein, mein Lieber, die lasse ich ruhig hier. Die Leute haben sich so an die Teuerung gewöhnt, daß ohne sie niemand das neue Jahr erkennen würde. Ohne Teuerung würden die Menschen nicht an eine Entwicklung und Gesundung der Wirtschaft glauben.“

„Ich staune, daß du auch noch beim Einpacken schlau und klug handelst. Nicht umsonst sagt man von dir, daß du mit Auszeichnung die dritte Klasse der Staatlichen Lotterie beendet hast und daß du auch schon ordentlicher Hörer des Radio warst.“

„Ich habe gelernt, wo ich nur konnte.“

„Höre, Alter, was nimmt in deinen Koffern den meisten Platz ein?“

„Die Reorganisierung der Aemter.“

„Und wofür brauchtest du am wenigsten Raum?“

„Für die Aufbesserung der Gehälter und Löhne.“

„Gestehe, Alter, daß es dir leid tut, von uns zu scheiden.“

„Wie man es nimmt. Ich mache mir nur Sorgen darüber, wie die Sanacja ohne mich fertig werden wird, denn ich bin überzeugt, daß es im Neuen Jahre nicht so glatt gehen wird, wie bei mir.“

„Weißt du, Alter“, rief Silvester aus, „bleibe noch zu meinem Namenstage! Wir wollen den Tag begießen.“

Und es dauerte nicht lange und sie küßten sich . . . aus Revolvern.

•

Heiligabend. Dreiviertel sechs abends. In einem Kolonialwarenladen an der Sienkiewiczastraße. Die Verkäuferin spricht mit einem Käufer deutsch. Herein tritt ein Herr mit drei Sternen auf den Achselklappen. Legt grüßend die Hand an die Militärmütze. Da hört er die deutschen Laute. Dreht sich um und verläßt wortlos das Lokal, ohne noch einmal zu grüßen.

Da muß dem seligen Chauvin das Herz noch im Grabe lachen.

•

Der Krakauer „Il. Kurj. Codz.“ veröffentlicht eine Statistik über die Frequenz in den deutschen Badeorten an der Nordsee und am Baltischen Meere und stellt fest, daß die polnischen Staatsangehörigen an der Spitze der Ausländer stehen. Von 445 512 Deutschen und Ausländern haben nicht weniger als 15 145 polnische Staatsangehörige diese deutschen Bäder besucht. Natürlich ist dies ein „Skandal“, der zum Himmel schreit. Die Notiz aber betitelt der Kurjerek: „Polacy . . . najglupsi“ (Die Polen . . . die dümmsten). Die Selbsterkenntnis des Kurjerek ist geradezu entwaffnend.

•

Man wird den Begriff, der sich mit dem Ausdruck „Hundeleben“ verbindet, ändern müssen. Denn allmählich erscheint ein gewisses „Hundeleben“ nicht mehr abschreckend. In unserer Zeit gibt es Hunde, die im Vergleich zu manchem „Ebenbild Gottes“ ein geradezu beneidenswertes Dasein führen. In einer Berliner Abendzeitung stand kürzlich folgende Nachricht:

„Die Schauspielerin Frida Richard hat ihrem kleinen Vierbeiner eine goldene Oberkieferbrücke von Eckzahn bis Eckzahn durch Dr. Rudolphson anfertigen lassen. Das ist eine zahnärztliche Leistung, die sogar für Amerika neu ist.“

Und über dieser Notiz, groß, beglückt, im Bild: die Schauspielerin, die dem goldzähnigen Hund die Schnauze aufreißt.

Das Bild paßt in unsere Zeit. Für die Köter verrückt gewordener Weiber der „besseren“ Gesellschaft Goldgebisse, für Hunderttausende arbeitender Menschen kein Brot, keine Wohnung, keine Arbeit und daneben Arbeiterfrauen, -männer, -kinder, die dahinsiechen, weil sie, krank und siech, der Mittel entbehren für Arzt und Pflege ihres Körpers. Der Hund triumphiert über dem Menschen. Die Begriffe verkehren sich ins Gegenteil. Hunde führen ein Leben wie vornehme Damen und Herren, werden mit auserlesenen Leckerbissen gefüttert, in Seide gewickelt, schlafen am Diwan oder oft genug im Daunenbett ihrer Herrinnen und tragen Goldgebisse. Menschen gehen in Lumpen gehüllt, hungern, frieren und siechen dahin. Man müßte es ein Hundeleben nennen, wenn es eben ein Hundeleben wäre. Aber ein Hundeleben ist es eben doch nicht . . .

Für freie Stunden

DER BESUCH.

Von Hermann Stehr.

Wenn jemand die Spule sehen könnte, über die der Faden der Tage und Jahre des Menschenlebens abgesponnen wird!

Dieses Grübeln der aussichtslosen Sehnsucht beherrschte die letzten zehn, fünfzehn Jahre im Dasein der Freifrau Maria von Borowski. Und immer, wenn sie diese Worte eines rätselhaften Verlangens sann oder leise, ohne die Lippen zu bewegen, vor sich hinsagte, fühlte sie sich dem Geheimnis so nahe, wie etwa jemand durch eine dünne Holzwand hindurch den Herzschlag eines Unbekannten hört, zu dem er nicht hinkommen kann.

Von einem Waldspaziergange an einem frühen Lenztage zurückkehrend, überraschte sie als junge, glückliche Gattin des damaligen Oberstleutnants Fritz von Borowski in dem Waldhäuschen ihren Mann in den Armen der Gouvernante. Das traf sie wie ein tödlicher Degenhieb. Etwas in ihr starb mit dem dünnen Schrei, mit dem ein Singvogel tot aus der Luft fällt. Ohne einen Laut trat sie von dem Fenster zurück, durch das sie die Untreue ihres Mannes gesehen hatte, und kehrte in das Schloß zurück. Sie sah die glänzenden Frühlingswolken am blauen Himmel zerreißen, als ob sie auseinander gesprengt würden. Es knackte, als ob in der ganzen Welt die jungen Zweige gebrochen würden. Sie schrie nicht auf, klagte ihren Mann nicht an, sondern ging nach Hause, ließ ihren Koffer packen, trat an das Bett ihres einzigen Söhnchens, küßte das schlafende Kind ein-, zweimal leise, schüchtern auf den Mund und fuhr in derselben Nacht ohne Abschied davon.

Auf der Fahrt nach dem Süden fing das Grübeln über den Sinn des Lebens an. Zertreten, beschmutzt, entwürdigt war nicht nur ihre siebenjährige Ehe, sondern auch alle Träume der Kindheit, alle jungfräulichen Süchte und Verzückungen, die zu ihr geführt hatten. „Nie mehr nach Deutschland zurück! Nie mehr." Das war der einzige Gedanke auf der Flucht im D-Zuge. Und als im Gotthardtunnel das Donnern der Tiefe begann und die Wagen bebten, als schlüge man mit eisernen Stangen gegen die Wände und Decken, schloß sie die Augen und betete inbrünstig, die Felsen möchten über dem Zuge zusammenbrechen und sie zermalmen und begraben.

Aber zwei Tage später fuhr sie auf einem kleinen italienischen Dampfer von Locarno nach Pallanza, den Lago maggiore hinab. Der Zollbeamte trat an sie heran und revidierte ihr Gepäck. Mit der ausgesuchtesten Artigkeit, unter vielen Entschuldigungen, nur obenhin, entledigte er sich dieses Geschäfts und streifte dann und wann huldigend die vornehme, schöne Dame mit dem blassen, ratlosen Gesicht und den bebenden Händen. So viel dezente Teilnahme, so viel begeisterte Hingabe sprach aus dem Feuer seiner großen, schwarzen Augen, daß sie die Beherrschung ihres Schmerzes verlor und ihn fragte, ob er die Spule kenne, auf der die Tage und Jahre des Menschenlebens abgesponnen werden. Die Umstehenden starrten auf sie wie auf eine Irrsinnige, der junge Italiener machte ein erschrecktes Gesicht und verbeugte sich verlegen. Sie sank mit geschlossenen Augen auf ihren Sitz und sah dann unverwandt mit starren, trockenen Blicken über den glatten See. Aber nichts an ihr zitterte mehr als ihre Oberlippe. Gegen Abend fuhr das Schiff an den fast in den Fluten versunkenen Trümmern des maurischen Kastells vorüber. Der Anblick dieser, dem langsamen, aber sicheren Verfall geweihten Ruine beruhigte sie.

Marie v. Borowski blieb ihrem Vorsatz treu. Alle Briefe ihres Mannes schickte sie uneröffnet zurück, verlangte nie nach ihrem Sohne und verhielt sich auch ablehnend gegen alle Versöhnungsversuche ihres Vaters. Endlich hörte dieser auf, seine unglückliche, verschüttete Tochter von ihrer fast unmenschlichen Hartnäckigkeit abbringen zu wollen und beschränkte sich darauf, sie mit Geldmitteln reichlich zu versehen, weil sie es leidenschaftlich ablehnte, auch nur einen Pfennig von ihrem Manne anzunehmen, von dem sie sich doch nicht scheiden wollte, sondern ihn wissen ließ, daß einmal sicher die Wiedervereinigung stattfinden würde, wenn alles Eis um ihr Herz abgetaut sei.

So, begraben und lebendig, tot und atmend, wohnte sie an den Ufern des Langen Sees, immer im Anblick der Isola bella, die sie aber nie betrat, im Winter in Pallanza, in der heißen Jahreszeit auf dem gegenüberliegenden, kühlen Ufer in Stesa unter ihrem Mädchennamen als Baronin v. Trüppelt. Ihr Vater starb, sie eilte nicht an sein Grab. Die Mutter folgte ihrem dahingeschiedenen Gatten, sie verharrte in dem freiwilligen Exil. Ihr Mann wurde kommandierender General. Ihr Sohn Dagobert trat in die Kadettenanstalt, wurde Leutnant bei den Dragonern. Alles ging spurlos an ihr vorüber.

Sie sah die Blumen blühen, die Schmetterlinge bunt gaukeln, die Menschen lachen und traurig sein, den See glänzen und sich verdunkeln. Städte blitzten auf und erblichen. Jahreszeiten kamen und gingen. Sie versank unfühlend, bewußtlos in den Wirbel des Daseins, und ihr Herz fragte nur immer das eine: „Warum?" Warum alles? alles? Warum ich? Warum alle?"

In diesem ratlosen Staunen, in diesem abgründigen Versinken lebte sie, wurde nicht ausgehöhlt, nicht zermergelt, nicht zerstört. Die Daseinsverschollenheit kam nur tiefer über sie ohne Schmerz, ohne Glück, ohne Bitterkeit, ohne Heiterkeit. Nur die Oberlippe wurde kürzer von dem Zucken in ihr, über das sie keine Gewalt hatte; die Augen verloren den Glanz. Schön und bloß, wie eine Schlafwandlerin, streifte sie ruhelos umher. Wie der geisterhafte Mond am Tage über dem Wald im hellen Himmel steht, eine bleiche Erinnerung der Nacht, so stand sie im Leben.

Der Weltkrieg vertrieb sie aus Italien. Ihr Vaterland blieb ihr verschlossen von ihrem Herzen her, das zu rein, zu schrankenlos geliebt hatte und, enttäuscht, nicht mehr ins Leben zurückfand.

In Luzern, wo sie Wohnung genommen hatte, traf sie nach vielen Umwegen die Nachricht von dem Tode ihres Mannes bei der Erstürmung von Lüttich und einige Wochen später fiel ihr Sohn in der Marneschlacht.

Das zerriß die eisernen Umklammerungen ihres Daseins. Die ersten Tränen traten in ihre Augen und strömten lautlos, schwer über ihr Gesicht. Sie wischte sie nicht ab, sondern ließ sie fließen. Ohne Nahrung saß sie Tag und Nacht und rührte sich nicht aus dem Sessel, in den sie gesunken war.

Endlich erhob sie sich und reiste nach Deutschland zurück, von der Grabesstille noch benommen, in der sie fünfzehn Jahre zugebracht hatte, aber zugleich auf eine unbegreifliche Weise beruhigt, so als sei ihr endlich Genugtuung geworden für ein tödliches Unrecht. Und eine unbestimmte Hoffnung schlich in ihr Herz, die sie gleich einer dunklen, vieldeutigen Ahnung nie verlassen hatte. Nun war sie mit den beiden Toten von der Erde gleichsam ins Jenseits entrückt worden und grüßte sie tröstend von daher. Aber was sie erhoffen sollte, wußte sie nicht. Jedoch schmolz unter dem Andringen dieser weichen, gnadenvollen Sicherheit der jahrelange, jahretiefe Wüstengürtel ihrer Einsamkeitsverbannung und während sie von den Unbilden, von grausiger Unruhe und Menschennot des mitleidlos, schier endlosen Weltkrieges durch die verschiedensten Gegenden Deutschlands getrieben wurde, stieg ihr ganzes früheres, scheinbar für immer versunkene Leben so blutvoll, so greifbar, so wirklich in ihr auf und wurde wieder ihr eigen, als ob ihre Stunden und Tage sich nur in ihm abspielten. Der Novemberzusammenbruch Deutschlands 1918 vollendete diese rätselhafte Verwandlung, die allen als ein Wahn erschien und erscheinen mußte.

Sie nannte sich nun wieder Exzellenz v. Borowska und richtete sich mit dem kostbaren Mobiliar aus der Wohnung ihres Mannes, der Gut und Schloß längst verkauft hatte, in dem kleinen schlesischen Badeort Warmbrunn eine Fünf-Zimmer-Wohnung ein, nahm eine Gesellschafterin, eine Köchin und ein Stubenmädchen in Dienst und begann auf großem Fuße, wie vor ihrer Katastrophe, zu leben und setzte diesen unsinnigen Aufwand trotz der Teuerung und der Geldentwertung eine Zeitlang fort, bis sie endlich den größten Teil ihres Vermögens aufgebraucht hatte und eigentlich nur noch auf eine nicht allzu große Rente und die Witwenpension angewiesen war. Sie war genötigt, alle Dienstboten bis auf ein Mädchen zu entlassen, bewahrte aber unter äußersten Entbehrungen den Schein einer vornehmen Existenz.

Sie ernährte sich nur von Gemüse, trockenem Brot und schwarzem, ungesüßtem Kaffee aus Gerstenkörnern. Aber der Tisch mußte weiß gedeckt und mit kostbarem Porzellan- und Silbergeschirr wie eine vornehme, große Tafel, überladen sein. Fett, Butter, Käse, Wurst fehlten nie auf dem Abendbrottisch, wenn sie auch nie angerührt wurden, sondern immer wieder aufgetragen, längst verdorben und vertrocknet waren.

Zu den Hauptmahlzeiten erschien sie in großer Toilette und lief vorher durch die Flucht der Zimmer, um nachzusehen, ob auch nichts zu dem großen Empfang vergessen sei, rief nach dem einen Dienstmädchen bald als Stütze, bald als Gesellschafterin, als Köchin, Diener oder Kutscher und gab ihr die verschiedensten Aufträge, die Foularde nicht zu braun werden zu lassen, den Herrschaften beim Auskleiden zu helfen, den Grafen von der Bahn abzuholen, die Noten auf den Flügel zu legen, den Wein auf das Eis zu stellen. Dabei lief sie von Fenster zu Fenster und sah erwartungsvoll hinaus, ob die Gäste schon angefahren seien.

Dann muß das Mädchen die Tür öffnen und laut rufen, daß angerichtet sei. Exzellenz v. Borowska erscheint aus dem hinteren Zimmer und konversiert mit einer zwitschernden Stimme angeregt rechts und links, als sei sie von einer zahlreichen, illustren Gesellschaft umgeben. Gönnerhaft neigt sie sich bald nach der anderen Seite, als drängten sich geschmückte Gäste um sie, etwas von dem Schimmer und der bezaubernden Liebenswürdigkeit ihrer blonden Schönheit zu erhaschen.

Nach der Mahlzeit hält sie Cercle, konversiert noch eine Weile mit immer leiserer Stimme und schläft dann erschöpft in dem Lehnsessel ein. Gewöhnlich fährt sie schreckhaft aus dem Schlummer auf, sieht sich enttäuscht in dem Zimmer um und fragt dann mit gramvoller Stimme die tiefe, lautlose Stille:

„Ist mein Gemahl immer noch nicht da und Dagobert, mein Herr Sohn, auch nicht?"

Doch nichts antwortet. Im Salon schlägt die Uhr mit tiefer, singender Stimme die Stunde. Dann ist es wieder still wie über dem windlosen Spiegel des schlafenden Lago maggiore.

Exzellenz v. Borowska sitzt gramvoll, mit im Schoß verkrampften Fingern da und sieht weiten, starren Auges ins Leere, so lange bis sie etwas hört, das wie der gehauchte, schrille Schrei eines sterbenden Vogels durch die Luft fällt oder bis es aufklingt wie der schneidende Wohllaut, mit dem ein kostbares Glas zerspringt, oder bis es leise pfeift, als würde ein scharfer Degen durch die Luft gerissen.

Dann schauert sie zusammen, erhebt sich mühsam und schleicht in das hintere kleine Zimmer, das sie verschließt und abriegelt. Nach einer Weile beginnt sie immer lauter, immer herzbrechender zu schluchzen und ohne Unterlaß zu fragen: „Warum kommt ihr denn nicht zu mir? Fritz, Dagobert, kommt doch endlich!"

An einem Sonntag im Frühling 1921 erfüllte sich endlich ihre Sehnsucht. Schon in der Nacht, die diesem Tage voranging, erlebte sie etwas merkwürdiges.

Sie erwachte nach Stunden eines traumlosen, erquickenden Schlafes, weil sie von einer bekannten Stimme gerufen worden war. Noch als sie schon ganz den Schlaf abgeschüttelt hatte, tönte um sie der Nachhall der Stimme, die sie nicht erkennen konnte, obwohl sie wußte, daß sie sie schon im Leben einmal gehört hatte, ja, daß der Mensch, von dem sie herrührte, ihr einst sehr vertraut gewesen war. Und während sie in sehnsüchtigem Verlangen den Nachhall mit ihrem Gehör verfolgte, zog er sich immer weiter zurück in die Ferne, wurde dumpfer, undeutlicher und pulste zuletzt in schwachen, rhythmischen Schlägen, als sei es ein Herz aus dem Weltall, und gerade, als sie erschreckt der Gedanke erfassen wollte, es sei der Herzschlag einer gestorbenen geliebten Person, spürte sie, daß sie ihr eigenes Herz mit einem Laut genarrt hatte.

Am anderen Morgen stand sie frischer wie sonst auf, förmlich beglückt, verjüngt. Der Wahn aus ihrem früheren Leben war fortgewischt, als ob er noch nie Gewalt über sie gewonnen habe. Das Dienstmädchen war weder Gesellschafterin, noch Stütze, noch Kutscher oder Diener, sondern nur die „liebe Anna". Das pompöse Scheinmahl unterblieb, das Staatskleid verließ den Schrank nicht und nach dem Nachmittagskaffee gab Exzellenz v. Borowska dem Dienstmädchen frei, obwohl es nicht Ausgang hatte.

Als das Mädchen aus dem Hause war, machte sich die Generalin selbst zu einem Spaziergang auf. Es war ein betörend schöner, sonnenübermütiger Vorfrühlingstag. Der Himmel wolkenlos, in zarter, noch wie schüchterner Bläue. Die Knospen fast aller Bäume im Brechen; der Rasen, die Wintersaaten im verklärten Grün. Das Riesengebirge gleich einer lautlosen, grandiosen Festmusik in der Höhe, seine schneebedeckten Gipfel die einzigen weißen Wolken am Himmel. Die Lerchen schossen überall wie singende Raketen in die Luft hinauf, und die Wälder färbten sich von dem seligen Gesang noch traumblauer als sonst. An den Rainen und Rändern tanzten die blühenden Schlehdornsträucher wie weißgekleidete Mädchen hin.

Die Generalin war durch das Erlebnis der Nacht aus dem Hexentanz ihres Wahnsinnens in ein frisches, gesundes Lebensgefühl gehoben worden. Durch das Zauberspiel und die Beglückungen des Vorfrühlings geriet sie geradezu in ein mädchenhaftes Schwelgen, verließ gar bald die Chaussee und begann ein zielloses Wandern durch die Wiesen, saß an den blauen Teichen, um die Fata Morgana des widergespiegelten Gebirges zu betrachten, irrte durch kleine Büsche, pflückte Anemonen und warf sie bald lächelnd fort wie ein Kind, und als die Abendglocken klangen, ertappte sie sich gar darauf, wie sie die Töne, die aus den Turmstuben über die Felder gingen, leise mitsummte. Von dem letzten Schlehenstrauch, dem sie begegnete, brach sie eine Handvoll blühender Zweige.

Schon im Abenddämmern betrat sie ihre Wohnung, legte die Zweige auf den Tisch, schob sich einen Sessel ans Fenster und schaute hinaus. Die Schneeberge glommen in einem schwach rötlichen Schimmer, und als sie eine Weile ihre Augen hatte darauf ruhen lassen, war es der Bürstenstock und der Pilatus am Vierwaldstätter See; der Mont Mattarone bei Pallanza. Sie saß nicht in ihrem Sessel in Warmbrunn, sondern am Ufer des Lago maggiore. Ihr väterliches Gut tauchte aus ihrer Erinnerung, das Schloß mit Park ihres Gatten, der Wiese dahinter, der Wald. Sie wurde ohne Raum und Zeit durch ihr ganzes Leben getragen. Und zuletzt stand das Waldhäuschen vor ihrem inneren Auge, in dem die verbrecherische Liebe ihres Mannes ihr Leben entwurzelt hatte.

Ihr Herz klopfte, ein leises Ohnmachtsgefühl umnebelte sie, und die rätselhafte Erwartung war plötzlich wieder in ihr, von der sie zwei Jahre verfolgt worden war, oft bis in den Spuk des Irrsinns hinein. Sie hatte noch die Kraft, an den Tisch zu treten und einen der blühenden Schlehdornzweige zu ergreifen.

Da war es ihr als ob unten an die Haustür geklopft wurde. Aber es klang so schwach, so fern, wie sie heute nacht, nach dem Erwachen den Herzschlag hatte leise aus dem Weltall dringen hören.

Es hat mich gerufen, dachte die Generalin, und nun kommen sie. Und wirklich wurde die Haustür geöffnet, und es kam mit jungen, federnden Schritten die Treppe herauf, trat, ohne zu klingeln, ins Entree und legte auf dem Läufer den Weg bis zu ihrer Türe lautlos zurück.

Die Generalin umfaßte den Schlehdornzweig wie einen Talisman mit beiden Händen und neigte demütig das Haupt.

Als sie es zu erheben wagte, stand ihr Sohn Dagobert in der blauen Dragoneruniform einen Schritt tief in der Stube, schon im Abenddunkel, aber noch deutlich erkennbar, kerzengerade, schlank, mit freiem Gesicht und sah sie unverwandt mit seinen großen dunklen Augen an.

Das Herz der Generalin setzte vor Glück und Schmerz aus. Sie wollte fragen, ob die Erscheinung wirklich ihr Sohn sei oder nicht, erinnerte sich aber, daß man Geister nicht anreden dürfe, und biß, um schweigen zu können, in den Schlehdornzweig. Es schwebte die Erscheinung heran, umfaßte sie und hob sie auf.

Mit einem glücklichen Aufschrei ließ sie sich forttragen.

Als das Mädchen hereinstürzte, lag die Generalin entseelt neben dem Tisch und hatte eine Schlehdornblüte in dem zusammengepreßten, verfärbten Munde.

Ein einziger Blutstropfen hing auf ihrem Kinn.

NEUJAHR!

Von Julius Zerfass.

Neujahrstag, nur ein kurzer Steg
zu langem, unbekanntem Weg.
Ein weites Schneefeld
scheint die Welt.
Du rufst hinaus, der Ton verhallt
im wunderweißen Winterwald.
Aus weltverlorner Träumerei
schreckt plötzlich dich ein Krähenschrei.
Da lispelt's aus dem Wintergrab;
das Saatfeld ist's, das Antwort gab.

Verwirrend blendet dich der Schnee,
die Helle tut den Augen weh;
du schließt sie, ausgefüllt mit Licht,
nun ängstigt dich der Fremdling nicht,
dem du gespannt entgegenschreitest.
Indem du deine Lungen weitest,
tief Atem schöpfst, erhellt dein Blick,
schaust einen Augenblick zurück.
Dann öffnest du die Arme weit:
Komm, junges Jahr — ich bin bereit!



Ohne Karpfen kein Silvester.



Fang des Silvesterkarpfens.

Selbst die stärkste Eisdecke kann die Karpfen im Teiche nicht schützen, zum Silvesteressen „eingeladen" zu werden.

Silvesterfeier.

(Mein Neujahrstraum.)

Es gab gestern soviel Silvesterfeiern, daß der Chefredakteur kategorisch (unter Androhung der dreistündigen Kündigungsfrist) von mir verlangte, auch ich solle über eine solche Feier berichten. Mit zähneknirschenden Fäusten mußte ich mich dem unabänderlichen fügen.

Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Doch ich hatte einen merkwürdigen Traum: ich säße nämlich an meinem ehrwürdigen Schreibtisch mit seiner grünen, mottenzerfressenen Platte und schriebe folgendes:

Es soll hier von den deutschen Vereinen in Kahnstadt geplaudert werden. Der größte Teil davon besteht wohl aus Gesang- und Turnvereinen. Ein paar andere gibts auch noch, die in irgendeinem Zusammenhang mit irgendwelchen Zwecken stehen.

Die Mitglieder der sehr vornehmen Vereine sind meist von Beruf Söhne, deren „Tata's" seinerzeit mit viel Mühe und Ausdauer an der Entwicklung Kahnstadts haben mitbauen helfen. Diese Söhne von reichen Tata's sind, abgesehen von diesen Tata's, mit keinerlei sonstigen intelligenzbeweisenden Merkmalen behaftet. Manchmal können sie einigermaßen „Geschäfte machen". Einige von ihnen zeichnen sich als preisgekrönte Kegelschieber aus. Im übrigen sind sie sehr klassenbewußt und haben als Standesmotto das in Kahnstadt geflügelte Wort geprägt: „Mia Fabrikantensehne vo'kehrn bloß unter sich". Den sehr vornehmen Vereinen gehören außerdem als Mitglieder Direktoren an, na, und zuweilen „wutscht" einer durch, der nicht unbedingt ganz und voll in jene erleuchtete Gesellschaft hineingehört und dann gelegentlich ein wenig aus der Schule plaudert, was ja an sich schon seine Entartung und seine widernatürlichen Triebe zur Genüge dartut.

Die sehr vornehmen Vereine veranstalten auch ihre Feste unter Ausschluß der großen Oeffentlichkeit und lassen nur geladene Gäste ein, die natürlich dreifach gesiebt werden. Und wenn ein Mitglied eines sehr vornehmen Vereins sich mal aus Versehen in ein besseres Jenseits befördert, so wehe der Zeitung, die dann über einen solchen Fall zu berichten wagte: sie wird unbarmherzig in Verruf getan, und ein Mitglied, das eine solche Zeitung liest, kann gewärtig sein, durch Beschluß der Generalversammlung aus dem Verein zu fliegen.

Der Vornehmheit werden in den sehr vornehmen Vereinen keine Grenzen gesetzt. Zu den Gesprächsgegenständen gehört vor allen Dingen die abfällige Kritik jenerElemente, die da ernstliche und nützliche Arbeit leisten, jedoch nicht so viel Dollar vorweisen können, wie zur Vornehmheit nach Vereinsbegriffen gehört. So etwa, wie es Heine charakterisiert hat: „Wenn du aber g a r n i c h t s hast, so lasse dich begraben, denn das Recht zum Leben, Lump, haben nur, die etwas h a b e n." —

Die vornehmen Vereine, also die der zweiten Art, haben ebenfalls mitunter Direktoren als Mitglieder aufzuweisen, auch Leute, die beispielsweise ein Auto auf Abzahlung ihr eigen nennen. Doch gibt es darunter außerdem ganz gewöhnliche Prokuristen — ja sogar Angestellte mittleren Grades, die dann selbstredend nicht verfehlen dürfen, den Mitgliedern höherer Gehaltsgrade die nötige Reverenz (bedeutet: Katzenbuckelei. Uebersetzung des Verfassers) zu erweisen. Wenn es einem Mitglied aus der Klasse der Nurangestellten einfallen sollte, einem Mitglied gegenüber, das zur Direktorenklasse gehört, einen etwas familiären Ton anzuschlagen (was zuweilen unter den Mitgliedern eines Vereins gestattet sein soll), so läuft er Gefahr, daß dieser Direktor dem Direktor des Nurangestellten (oder einem sonstigen Chef) klarmachen könnte: er, der Nurangestellte, besitze kein Taktgefühl und sei somit auch bei etwaigen Beförderungen bzw. Gehaltserhöhungen nicht zu berücksichtigen.

In manchen Kahnstädter deutschen Vereinen werden auch ab und zu oder noch öfter sogenannte Liebhabervorstellungen veranstaltet. Ein zweifellos sehr lobenswertes Unterfangen, das ganz besonders in der theaterlosen Zeit, wo die Sehnsucht nach einem deutschen Bühnenwort stetig wächst, die lebhafteste Förderung verdient. Es sei zugegeben, daß es einigen Teilnehmern solcher Liebhaberaufführungen an Intelligenz (vielleicht sogar an wirklicher Begabung) durchaus nicht gebricht und daß einige von ihnen ganz brauchbare Leistungen bieten. Zugleich muß aber beschönigungslos festgestellt werden, daß in großer Zahl die Kahnstädter Vereinsbühnendilettanten nicht nur über kein Theaterverständnis verfügen, sondern nicht einmal richtig sprechen können, daß ihnen sogar primitive Bildung abgeht und ihnen jede Bewegung, jedes Wort vom Regisseur hundertmal vorgemacht und vorgesprochen werden muß.

Und diese Mühe und dieser Schweiß, die häufig fast allein auf den Regisseur entfallen, nehmen bei der Aufführung die Dilettanten für sich allein in Anspruch — wenn's klappt. Geht die Sache aber schief, so ist der Spielleiter schuld. Vor allen Dingen aber verlangen die Bühnendilettanten in Kahnstadt, daß sie gelobt werden. Leider hat sich in der Kahnstädter deutschen Presse die Sitte eingebürgert, Liebhaberaufführungen gegenüber „nachsichtig" zu sein und „ein Auge zuzudrücken" (es sind dann meist zwei Augen). Das ist das falscheste, was getan werden kann, denn dadurch wird die Eitelkeit unter den Dilettanten ins maßlose gesteigert, jeder Heringshändler fühlt sich als ein Moissi und jede Zwiebelverkäuferin als eine Duse. Die Presse hat die Aufgabe, den Dilettanten die Augen darüber zu öffnen, daß sie sich der Oeffentlichkeit darbieten, daher sich auch der Kritik der Oeffentlichkeit oder ihrer Vertreter aussetzen. Und die Kritik ist dazu da, um begangene Fehler für die Zukunft auszumerzen.

Es ist noch gut, wenn die Vereinsbühnenliebhaber einen einigermaßen verständnisvollen Regisseur haben. Aber auch daran mangelts häufig, und dann gibt es sowohl in der Auswahl der Stücke wie auch im Spiel Grausamkeiten, denen jeder einigermaßen belesene Zuschauer oder -hörer nicht immer standhalten kann. Es wird erzählt, daß ein Berichterstatter einer deutschen Zeitung in Kahnstadt einst den Mut aufgebracht haben soll, ein aufgeführtes Vereinsliebhaberstück (ohne die Mitspieler verdientermaßen mit herunterzureißen) einen „Mist" genannt und einem der deklamierenden Mitwirkenden geraten zu haben, endlich einmal einen anderen Vortrag anzubringen, als „Mottentod", der bei diesem Deklamator bereits das hundertste Jubelfest des öffentlichen Gesagtwerdens feiern könnte.

Die Folgen sollen verheerend gewesen sein. Der „Präses" (eine schöne deutsche Bezeichnung für den ersten Vorsitzenden oder Präsidenten) des Vereins soll sich zum Hauptschriftleiter der Zeitung begeben und ihm heftige Vorwürfe gemacht haben, da Herr X., der Deklamator, der doch „so beliebt" sei, nunmehr nicht weiter im Verein auftreten wolle. Ein altes Waschweib soll den Berichterstatter auf der Straße angehalten haben und ihm in grenzenloser Wut zugedonnert haben, daß nicht das aufgeführte Liebhaberstück, sondern er, der Zeitungsmensch, ein Mist sei. Der arme Skribent soll in allen Vereinen von Kahnstadt und Umgebung in fürchterlichen Verruf geraten sein. Es kam schließlich so weit, daß er seinen Beruf aufgeben mußte und mit Socken hausieren ging. Da wird er doch wohl wieder loben lernen — wenigstens seine Ware. Nun kann man sich ungefähr vorstellen, wie weit eine Unvorsichtigkeit führen kann. Wo kann es aber noch kleinstädtischer zugehen?

Bis hierher war die Rede von Vereinen, die einen Anspruch auf Intelligenz und Beachtung erheben. Es gibt aber auch andere deutsche Vereine in Kahnstadt. Das sind die gemütlichen. Auch dort wird Kunst und Sport betrieben, doch treten sie nicht so anspruchsvoll auf, sondern werden im Rahmen der wirklichen Möglichkeit gehalten und stören den dem Menschen innewohnenden Gesellschafts- und Unterhatlungstrieb in keiner Weise. Man freut sich der Gäste, man lacht gerne, wird auch zuweilen derb, doch wird nie die Grenze der Gemütlichkeit überschritten. In solchen Vereinen wird natürlich zuweilen auch gekneipt (einfach als Selbstzweck). Doch ist das sicherlich wertvoller, als die Sucht mancher Vereine, als vornehm und erstklassig zu gelten, wo doch immer die zurückgedämmte Borniertheit und Dummheit aus allen Aermellöchern herausschaut.

Amüsant sind auch bestimmte Typen, die in Vereinen irgendwelche Ehrenämter versehen. Sie lassen sich, auch im Privatleben, mit Vorliebe: „Herr Präses", „Herr Sekretär" u, dergl. titulieren und sind stolz auf diese Titel, als stammten sie aus Hochschulgraduierungen oder Staatsprüfungen. Dann gibt es sogenannte „treue" Mitglieder, denen der Verein ihre Welt ist, die keine Sitzung, keine Versammlung, keine Veranstaltung des Vereins versäumen und auf ihre Zugehörigkeit zu ihrem Verein einfach stolz sind.

Außerdem kennt man in Kahnstadt noch einen besonderen Typ von deutschen Vereinsmitgliedern, die nicht nur einem, sondern verschiedenen Vereinen angehören. So ist ein persönlicher Bekannter des Verfassers Mitglied in neun Vereinen. Er freut sich darauf, daß ihm einst, wenn er stirbt, neun gedruckte Nachrufe gewidmet, daß seinem Sarge neun Vereinsfahnen vorangetragen, daß mindestens fünf Gesangchöre an seinem Grabe singen werden.

Und darüber muß sich doch jeder Tote freuen. — — — — — — — — — — — —

(Die Gedankenstriche sind Plagiat: Patent L. F.) — — — — — — — — — — — —

Ich erwache. Und zwar auf dem Teppich vor dem Sofa. (Der Protz! Er hat weder Sofa noch Teppich. Einfach auf dem Fußboden wird er gelegen haben. Anm. d. Setzers.)

Was hatte ich da zusammengeträumt? Ja . . . wie war denn das? Wie — ich sollte so einen Blödsinn geschrieben haben? Welches deutsche Blatt in Lodz würde denn das drucken?

Nein, was es doch für lächerliche Träume gibt!

Wo war ich nur gestern? Richtig: auf Befehl des Chefredakteurs (er darf nicht sehen, wie ich vor Wut platze) — zur Silvesterfeier des Teppichklopfervereins „Blaue Blutwurst: Himmel! Ich muß ja den Festbericht schreiben!

Ich beginne:

„Einen selten schön animierten Verlauf nahm die am 31. v. M. stattgefunden habende Silvesterfeier. Der Herr Präses Siegfried Pfannkuchen empfing die Gäste liebenswürdigst am Eingang. Ein entzückender Damenflor . . ."

Da macht mir die heimtückische Feder, wie ich gerade in Begeisterung geraten will, einen mächtigen Klecks aufs Papier. Nein, heute wird nichts aus dem Bericht. Gehen wir Neujahrsbesuche machen und den Kater versaufen. Mein Gehör scheint auch nicht ganz in Ordnung zu sein. Denn mir ist, als habe soeben jemand gesagt:

„Kitsch!"

C. H. S.

Dem neuen Jahr.

Ich grüße dich, Zeit,
Die du neugeboren
Aus ewigem Schöpferall herniedersteigst.
Willst du mich suchen,
Um mich zu erheben,
Mit neuer Kraft zu weiterem Weg'
Mich zu erfüllen?
Von deinen Geberhänden küß' ich
Den sanften Strahl des ahnungsvoll
Verborgenen
Aus deiner Augen rätseldunklen Tiefen
Trink' ich die Luft.
Vereint mit dir zu gehen.
Ich öffne dir mein Herz,
O sieh, welch heiß' Vertrauen
Zu deiner Gunst ich dir zu Füßen lege!
Dein Wille sei!
Doch während ich mich gläubig
Dir ergebe,
Hält meine Hand, die feste, lebensstarke,
Ein Schwert, ein eisern Schwert umklammert.
Das ist mein Trotz,
Mein eigener heiliger Wille,
Ihn stell' des Schicksals Toben ich entgegen,
Dein Wille sei — laß auch mein Wollen leben!

E. H.



Billiges Vergnügen.

„Herr Forstrat, warum gehen Sie mit Ihrem Onkel immer auf verbotenen Wegen spazieren?"

„Na — etwas muß man seinem Besuch doch bieten können. Da müßte er sonst jedesmal fünf Mark Strafe zahlen."

Herzliches Bleigießen.

Von Max Pallenberg.

Max Pallenberg, der große Berliner Bühnenkünstler und Meister sprachlicher Jongleurkünste, hält in der Neujahrsnummer der „Berl. Ill. Ztg." folgende „Silvesterrede":

„Ich frag' Sie, liebe Freunde — was regen Sie sich hinauf wegen einem neuen Jahr?? Wie alt wird denn schon so ein Jährchen? Zwölf Monate knapp — dann können Sie's wegschmeißen. Ich kann Ihnen ein paar gut erhaltene alte abgeben!

Ausgerechnet Silvester ist ein Geschrei um Neujahr, daß es der Tauber hören könnt', und im Hochsommer tönt kein Ton aus des Töpfers Topf!

1929? Wer hat das gezählt, bitte schön? Ich verlaß mich drauf, wo ich mitgezählt hab. Bin ich ein Zähler? Kennt ihr meine Farben? Vielleicht haben sich die alten weniger oder Mer—owinger schon verzählt. Ich darf überhaupt nur bis 1000 zählen, hat mir der Arzt verordnet, dann schlaf ich ein. 1929! . . . Zahlen sind das, nichts als Zahlen! Zahlen! Ober — zahlen!

Warum nicht 1950? Sehn Sie — das ist eine Zahl, ein Zahluleinchen, da läuft einem das Wasser zu Berge, zu Zählerchen, das sich gewaschen hat. Gehn Sie hin und tun Sie desgleichen. 1950 behält jeder bessere Behälter. Eine Null am Ende ist besser als eine Eins auf dem Dach. Auf dem zierlichen Dächlein!

Rempeln Sie mich nicht an, Herr — ich bin in Morgenstimmung! Von Grieg. In Kriegsstimmung von morgen. Früh gefreit, hat noch niemand etwas angekümmert. Lassen Sie sich einen Vangogh mixen und mir geben Sie einen Allasch! Allasch il Allasch, beim Barte des Proleten!

Wieso 1929? Neun? Nein! Ist das bitte ein Sens? Mit nichten! Mit sämtlichen verfügbaren Nichten! Das ist ein Nonsens, ein Unsens, ein Blödsens! Sehn's? Welche Beheerde hat das geangeverordnet, daß Silvester auf Neujahr fallen muß? Jeder fällt, wie er mag. Man soll die Falle feiern, wie sie fest ist!

Was heißt, die Glocken läuten? Es wird jemand drauf gedrückt haben, wenn sie klingeln, irgendeinUnbefugter wird über die Glockenstränge geschlagen haben. Es klingelt! Wer da? Herr Lenz ist da, und niemand kann sagen, wie es Geisha! Eine Veruzung, ein Uz, ein Uezchen, ein Uezeleinchen!

Gießen Sie Blei? Wohin, bitte? Jeder gießt, was er will. Wo ein Wille ist, ist er weg.

Es glockt vierundzwanzig, gehorsamstes Pröstерchen, wohl, nun kann der Kuß beginnen! Vivat! Wie? Wat? 1929? Von jetzt ab zähl' ich mit!!! — — Herzlauschiges Pröstеrchen! Gehorsamster Bernhardiener. Keckmuntres Neujahr, Verheerteste — es will wieder mal gar nicht 1930 werden! . . .

Wintersport im Harz.



Das schöne Treibballspiel (Eishockey) lockt viele Spieler und Zuschauer auf das Eis. Um die beiden 1,83 Meter breiten und 1,22 Meter hohen Tore entwickeln sich auf dem 80 mal 40 Meter großenEishockeyplatz spannende Kämpfe. Jeder gelungene Schuß wird mit weit hallendem Jubel begrüßt. — Leider wird diesem schönen Wintersport in Polen zu wenig Ineresse entgegengebracht. Besonders übel ist es inLodz mit geeignetenWintersportplätzen bestellt.

Die alten Kalendermacher.

In früheren Zeiten waren die Kalender fast die einzige Literatur, die der großen Masse der Bevölkerung zugänglich war. Hinter den Kalendern trat selbst das Gesangbuch zurück. Dies war besonders im 17. und 18. Jahrhundert so. Die Kalender aus diesen beiden Jahrhunderten sind bessere Dokumente der damaligen Volkssitten und geben eine genauere Uebersicht über den Bildungsstand der breiten Masse als andere Aufzeichnungen. Nirgends kommt so deutlich zum Ausdruck, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung noch im 18 Jahrhundert in mittelalterlichen Anschauungen besangen war, und nirgends wird deutlicher, daß auch in diesem Jahrhundert Aberglauben,Barbarei und Unwissenheit die Richtschnur des Lebens waren.

Die „Kalendermacher" der früheren Zeiten waren wohl immer Menschen, die auf irgendeine Weise aus einer Gelehrtenlaufbahn hinausgedrängt worden waren, entlaufene Studenten, deklassierte Pastoren, Mediziner, Juristen usw. Trotzdem hatten sie einen Einfluß auf die Volksmassen, wie ihn heute kaum die meistgelesenen Journalisten haben. Sie begnügten sich auch nicht damit, ihre Namen auf die Titelseite des Kalenders zu setzen, sondern sie fügten noch lange monströse Titel an, wie „der göttlichen Wahrheit Liebhaber", sie stellten sich vor als Männer, die „allen Wirkens Kraft und Samen" in sich tragen, und noch lieber gaben sie sich lateinische Titel, die zwar kein Mensch verstand, die dem „Kalendermacher" aber doch ein hohes Ansehen gaben.

Auch die Namen der Kalender waren recht eigenartig und entsprachen dem rohen, barbarischen Text. Es gab Not,- Jammer-, Tod-, Mord-, Kriegskalender usw. Häufig hießen sie auch Türkenkalender oder sie trugen einen volkstümlichen Namen, wie „Der lustige Bauer", „Der ehrbare Handwerksmann" und ähnliche Namen. Ein Kalender des 17. oder 18. Jahrhunderts wäre nicht vollständig gewesen und hätte nicht den geringsten Anklang gefunden, wenn darin nicht Berichte über die ungeheuerlichsten Mordtaten, über Kriege, Pestilenzen und furchtbare Verwüstungen durch Naturereignisse, Heuschreckenplage, gewaltige Feuersbrünste vorgekommen wären. Ob diese Nachrichten Täuschungen waren oder nicht, darum kümmerte sich niemand, die Hauptsache blieb immer eine recht blutrünstige und schreckenerregende Darstellung. Die Türkenkalender enthielten die gräßlichsten Schilderungen über das Auftreten der Türken in den verschiedensten Ländern und brachten Prophezeiungen, daß der Türke bald wieder ins Land kommen und scheußliche Verwüstungen anrichten werde. Meistens waren den Kalendern auch Bildnisse beigegeben, ganz roh bearbeitete Holzschnitte, die sich eng dem Text anschlossen und die ebenfalls allerlei schreckliche Ereignisse darstellten. Da sah man, wie eine wütende Soldateska Kinder erwürgte und Frauen vergewaltigte, eine weite Landschaft kahlgefressen durch riesige Heuschreckenheere, eine Stadt, über deren Häusern Flammen zusammenschlugen und aus deren Toren die Einwohnerschaft in wilder Flucht zu entkommen suchte. Man sah Schlachtfelder, die mit Toten und Verstümmelten übersät sind, Schiffe, die infolge einer Explosion in die Luft fliegen oder sie auf den Meeren lichterloh brennen.

In anderen Kalendern sind große Kometen abgebildet, die gefürchteten Weltzerstörer der damaligen Zeit. So ein Komet, der demnächst auftreten sollte, verwandelte nach diesen Kalendern die ganze Erde in ein einziges Flammenmeer und sollte den Weltuntergang bringen. Auch medizinische Ratschläge, die freilich alle dem Aberglauben entsprangen, Wetterregeln und Sterndeutungen durften in den Kalendern nicht fehlen. Es war genau vorgeschrieben, an welchen Tagen die Menschen Abführmittel einzunehmen hatten, wann sie sich schröpfen lassen mußten, es war angegeben, welcheArbeiten bei zunehmendem oder abnehmendem Mond verrichtet werden sollten. Die Konstellation, der Name führte den „Kalendermacher" zu den entschiedensten Folgerungen. Nicht nur viele Begebnisse in Haus und Hof, Krankheiten, Geburten, Todesfälle wurden aus der Stellung der Namen erklärt, auch Ereignisse im staatlichen Leben, Kriege und Aufstände wurden damit in Zusammenhang gebracht. Jeder Monat hatte nach den alten Volksanschauungen eine Beziehung auf die Menschen, die darin geboren waren.

Je unheimlicher und grausenerregender die Voraussagen für das kommende Jahr waren, desto mehr hatte der „Kalendermacher" Aussicht, die Konkurrenz zu schlagen und desto mehr fand sein Kalender Abnehmer. Meistens vertrieb der „Kalendermacher" sein Erzeugnis in eigener Person. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehend, pries er seine Kalender an. Auf jedem Jahrmarkt, bei jeder Kirchenweihe, auf jeder größeren städtischen oder ländlichenFestlichkeit war auch mindestens ein„Kalendermacher" anwesend. Als Reklamemittel bediente sich dieser seiner Stimme und eines Plakates mit einem schreckenerregenden Holzschnitt. Kamen auf einem Jahrmarkt mehrere „Kalendermacher" zusammen, so begann zwischen ihnen ein wilder Kampf um die Gunst des Publikums. Die Kalendermänner belegten sich mit den massivsten Schimpfwörtern und oft blieb es auch nicht dabei, es begannen Prügeleien, wobei Kalendermänner und Kalender in den Schmutz flogen. Im allgemeinen scheint das Kalendermachen gar nicht so unlohnend gewesen zu sein, denn viele „Kalendermacher" übten diese Tätigkeit jahrzehntelang aus.

Schulkinder als Weihnachtsmann.

J. Bloch, Alexandrow.

Unterrichtsschluß am letzten Schultage vor Weihnachten. Schon zieht der Abend herauf. Auf dem Schulhofe sammelt sich um einen Lehrer eine muntere Kinderschar, Jungen und Mädel. Die Kinder sind freudig, aber feierlich gestimmt. Eine große Erwartung und frohe Spannung liegt auf allen Gesichtern. Die Kinder sollen etwas Weihnachtsfreude und Weihnachtsstimmung in die Heime der Allerärmsten tragen. Der Wesen, derer die Gesellschaft vergessen. Alljährlich hält es der Lehrer so. Auch diesmal trugen die Kinder auf seinen Wunsch allerlei Herrlichkeiten herbei: Leckere Würste, Süßigkeiten, warme Sachen, einen ganzen großen Waschkorb voll. Und dazu einen kleinen Weihnachtsbaum. So ausgerüstet, tritt das Trupplein die Wanderung an. Daß die Leute stehen bleiben und verwundert dem seltsamen Zuge nachschauen. Aber die Kinder und den Lehrer kümmert's nimmer. Der erste Besuch gilt einem alten Bettler, der mit seiner Tochter und einer Enkelin sein traurig Dasein fristet. Der Mann war Lehrer gewesen. Eigene Schuld hatte ihn so tief sinken lassen. Der Alkohol war sein Verderber . . . Im Flur hatten die Kinder sich aufgestellt, die Kerzen des schmucklosen Bäumchens angezündet. Und sangen die alten und doch immer wieder trauten Weihnachtslieder. Der Alte weinte vor Rührung, das kleine Mädchen, das noch niemals einen Christbaum gesehen, jauchzte vor Freude, welche durch die geschenkten Herrlichkeiten noch gesteigert wurde. Am liebsten hätten die Kinder wohl alles dagelassen, so ergriffen waren sie von dem geschauten Elend. Und wieder zogen sie vor das „Heim" eines blinden Bettlers. Jahrein und jahraus tastet er sich durch die Straßen und erbettelt sich milde Gaben. Weil es die jetzige Weltordnung so will. Die Freude des armen Mannes war groß, ein Lichtblick in seiner Dunkelheit. Der dritte Besuch war bei einem alten Ehepaar. Der 72jährige ist lahm und seit langer Zeit arbeitsunfähig, die alte Frau verdient gerade so viel, daß die beiden nicht Hungers sterben brauchen . . . Die beiden alten Leute lasen just in der Bibel, als die Kinder mit dem Lehrer ankommen. Kaum begreifen sie, was geschieht, die Freude ist zu groß. Aber auch die Furcht: „Morgen ist Auszahlung, heute habe ich kein Geld", ruft das Mütterchen den Kindern zu. Arme, alte Frau! Hast du so wenig Beweise selbstloser Liebe erfahren, daß du nimmer von reiner Freude weißt?! Als sie aber endlich den Sinn des Besuches begriffen, kennt die Freude keine Grenzen, heiße Dankesworte stammeln die welken Lippen den davonziehenden Kindern nach. Diese bringen nun einer blinden polnischen Bettlerin einen Strahl Weihnachtsfreude ins freudlose Dasein. Und wenn sie auch die Worte der Lieder nicht verstand: daß ihr eine Freude bereitet wurde, ahnte sie. Zuletzt suchte die Klasse einen armen Schulkameraden auf. Auch hier große Freude, inniger Dank. Mittlerweile war es spät geworden, die Geschenke waren verteilt, und so gern auch die Kinder noch mehrere Besuche gemacht hätten, mußte geschieden werden. Ausgezogen war die Schar, um Weihnachtsfreude zu bereiten, doch die größte Freude, die am Geben, hatten die braven Mädel und Jungen selbst erlebt. Die leuchtenden Augen, das feierliche Wesen waren bereiter als Worte.

Bobby erwacht..

Roman von G. Mühlen-Schulte.

41. Fortsetzung.

„Sie kennen unsere Fabrikate nicht, Miß Grötzmäker, sonst würden Sie nicht wagen, von irgendwelchen anderen zu sprechen. Vergleichen Sie unsere Länder, Deutschland ist ein armes Land, Amerika ist ein reiches Land. Die Seife stellt dar einen Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten. United States wären nicht das, was sie sind, wenn es ihnen an Kinkeldorp-Soaps fehlte. I swear it. Ich bin ein Businessman, Miß Grötzmäker, ich habe keine Zeit für Literatur, aber ich kenne ein Wort von Maccauley, oder war es von Calderon. Calderon sagt: Was ist das Leben? Hohler Schaum! Well! Er hätte sich anders ausgedrückt, wenn er Kinkeldorp-Soaps gekannt hätte. Kinkeldorp-Soaps ergeben einen weißen Schaum, einen festen Schaum, einen haltbaren Schaum, einen Schaum, wie den, aus dem die Venus geboren wurde. Die Welt ist nüchtern geworden, Miß Grötzmäker, der Materialismus macht sich breit. Aber ein paar Ideale sind lebendig geblieben; ein mit Kinkeldorp-Seife gewaschener Körper gehört zu ihnen und ein Pagenkopf, der den Duft der Kinkeldorp-Haarwässer an sich trägt."

„Und warum erzählen Sie mir das alles," fragte Marietta. „Ich habe nicht die Absicht, Ihnen etwas abzukaufen."

Der Amerikaner zog die breiten Schultern hoch.

„Never mind! Man unterhält sich."

Eine Weile war es still zwischen den beiden. Maurice Kinkeldorp hatte die Beine übereinandergeschlagen. Seine belederten Hände steckten halb in den Hosentaschen. Gleichmütig blickte er der Rauchfahne nach, die sich aus seiner Pfeife zur Decke emporwand. Dann fiel ihm etwas ein.

Aus seiner inneren Manteltasche förderte er ein flaches Paket zutage. Er löste die Seidenpapierhülle, ein goldenes Kästchen kam zum Vorschein. Den Deckel klappte er auf. In den verschiedenen Fächern des Behälters lagen, zierlich angeordnet, ein Stück Seife, eine Flasche Parfüm in goldenem Flakon und ein Lippenstift, ebenfalls in Gold gefaßt. „Kinkeldorp-Company, New York, 505, Fifth Avenue", war an der Innenseite des Deckels eingraviert.

„Wissen Sie, für wen das ist?" fragte der Amerikaner.

„Ich nehme an, für mich!" meinte Marietta, die in die Betrachtung des kostbaren Geschenks versunken war.

„No!" antwortete trocken Mr. Kinkeldorp. „Es ist für die Gräfin Isabella Loty."

Mit einem Ruck schob sie das Kästchen beiseite.

„Und was geht das mich an?"

Er rückte ein wenig näher. In einen Aschbecher auf dem Schreibtisch klopfte er seine Pfeife aus. Mit einem Unterton von Vertraulichkeit sagte er:

„Fair play, Miß Grötzmäker! Ich will Ihnen erzählen alles. Kinkeldorp-Company hat die Absicht, den europäischen Markt zu erobern. Kinkeldorp-Company plant eine großzügige Reklame. Eines Tages ist unser Seniorchef, mein Vater, Mr. Justice Kinkeldorp, in die Office gekommen. Er hat eine Nummer der Evening Post hingelegt. Ein ganzseitiges Bild von Miß Loty war darin. Dies ist die schönste Frau von Europa! stand darunter, und dann las man noch, daß sich die Gräfin verlobt hat mit dem Herzog von Sandoval. Well! Mr. Justice Kinkeldorp hatte eine Idee für eine Reklame. Wir wollen machen für alle Anschlagsäulen in Europa ein Plakat mit dem Bild der Gräfin, sagte Mr. Justice. Wir werden darunterschreiben: Isabella Loty, die schönste Frau von Europa, wäscht sich nur mit Kinkeldorp-Soaps. Well! Wir haben gekabelt an Miß Isabella: Was kostet Ihr Einverständnis? Sie hat nicht geantwortet. Wir haben ihr geboten fünfzigtausend Dollars. Sie hat wieder nicht geantwortet. Da hat Mr. Justice gesagt: Wir müssen die Sache anders anpacken. Europa ist das Land der Geste, es liebt unsere Dollars, aber es wünscht, daß sie ihm mit einer Verbeugung überreicht werden. Einer von uns muß herüberfahren. Well! Ich bin gefahren. Heute vormittag habe ich gemacht einen Besuch in der Villa Loty, um das Kästchen zu überreichen, aber die Gräfin war nicht zu Hause. Ich habe gesprochen mit der Kammerzofe über Kinkeldorp-Soaps. Wissen Sie, wie ich habe gesprochen mit der Kammerzofe? So, daß sie sich davon machen kann zehn vergnügte Sonntage mit ihrem Bräutigam. Die Zofe hat mir gesagt, ihre Herrin lasse sich frisieren im Salon von Madame Fanchon, und es wäre wertvoll, wenn ihr im Salon empfohlen würde Kinkeldorp. Well! Ich bin hierhergekommen zu Ihnen, Miß Grötzmäker. Ich möchte fragen, was kostet die Empfehlung?"

Mr. Maurice Kinkeldorp zog seine Wildledernen aus. Er griff in die Brusttasche und holte sein Scheckbuch hervor. Ohne daß sich eine Linie in seinem Gesicht veränderte, brachte er seinen Füllfederhalter in Ordnung. Erst dann warf er einen fragenden Blick auf Marietta.

Sie hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt. Ihre Ellenbogen waren aufgestützt, und ihre Hände führten einen Zweikampf miteinander. An der Oberlippe nagten ihre scharfen Zähne. Alle Teufel waren hinter dem halbgeschlossenen Vorhang ihrer Lider los.

„Lassen Sie Ihr Scheckbuch stecken," sagte sie. „Europa interessiert sich außerordentlich für Kinkeldorp-Soaps. Wenn Ihre Seife so gut ist, wie Sie sagen, dann bedarf es keiner Dollars, um Ihnen meine Empfehlung zu sichern."

Mit einer schnellen Bewegung erhob sie sich. Unter der schwarzen, enganliegenden Seide ihres Kleides war das elegante Muskelspiel eines Panthers.

„Wenn Sie erlauben, lasse ich Ihre Seife einmal von meinem chemischen Beirat prüfen."

„Bitte, Miß Grötzmäker! Ich bin sicher, er wird sie erstklassig finden."

Mit spitzen Fingern nahm er das Stück aus dem Kästchen; er überreichte es ihr unter Aufbietung seiner ganzen Grazie. Als sie zur Tür ging, folgte ihr sein zärtlicher Blick. Verstohlen küßte er seinen Handrücken. Gleich darauf wurde er rot wie ein ertappter Schuljunge. An der Tür hatte sich Marietta nach ihm umgedreht. Sie nickte ihm mit einem Lächeln zu, das ein Meisterstück der Intrige war. Dann verschwand sie.

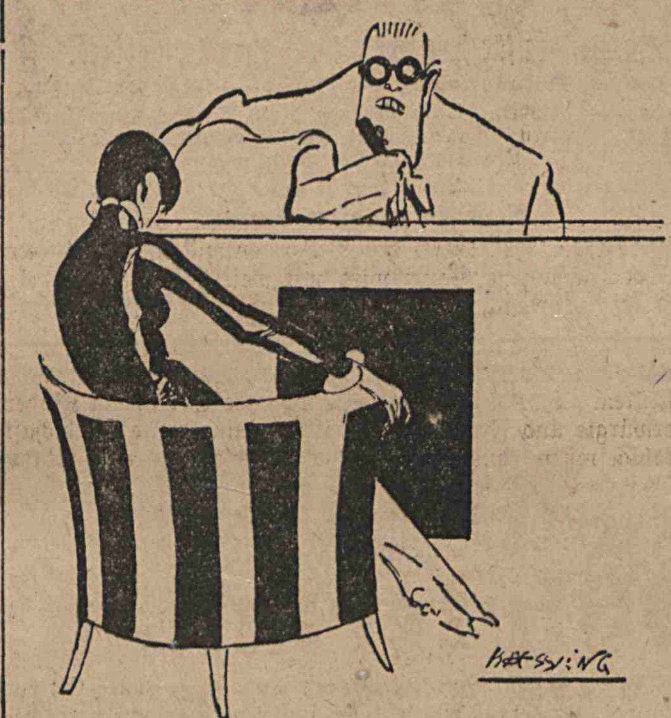
In einen Raum trat sie; er stellte eine kleine Fabrikationsstätte für allerhand Aushilfsmittel des Schönheitssalons dar. Niemand weilte darin. Marietta nahm ein Federmesser zur Hand. Vorsichtig bohrte sie in die schmale Seitenwand der Seife ein tiefes Loch. Aus einem Fläschchen, das tiefschwarze Plakattusche enthielt, ließ sie ein paar Tropfen in das Loch rinnen. Sie schloß die Oeffnung geschickt mit dem aufgesparten Wachs.

Nur wenige Minuten dauerte die Manipulation, aber sie enthielt die Vorbereitungen für eins der schmerzhaftesten Dramen im Leben Isabella Lotys.

„Ich gratuliere Ihnen und der Welt," sagte Marietta, als sie wieder in das Kontor trat, „Kinkeldorp-Soaps sind ein wundervolles Erzeugnis der Seifenindustrie. Mein Chemiker sagt, es muß gelingen, mit diesem Mittel aus Negern Marzipanpüppchen zu machen."

Sie setzte sich an den Schreibtisch. Während die Bli[illegible] aus der kühlen Hornbrille sie mit verstohlenen Liebkosungen überschütteten, schrieb sie auf einen Geschäftsbriefbogen eine Empfehlung nieder. Sie reichte das Blatt dem Amerikaner.

Der erhob sich geräuschvoll.



„Lassen Sie Ihr Scheckbuch stecken", sagte sie.

„Miß Grötzmäker," sagte er und griff sich an den Kehlkopf, als wäre ihm der Kragen unbequem, „Miß Grötzmäker, Kinkeldorp-Company ist Ihnen sehr verbunden, Kinkeldorp-Company wird sich in irgendeiner Form revanchieren. Ich selber, ich hoffe . . . ich werde . . . goddam, Miß Grötzmäker, ich will verdammt sein, wenn ich mir nicht täglich dreimal in Ihrem Salon die Fingernägel putzen lasse!"

Mit starken Schritten verließ er das Kontor. Er mußte indes noch einmal zurückkommen, da er in einer vollkommen unamerikanischen Verwirrung statt seines Hutes Mariettas zierliches Samtbarett vom Riegel genommen hatte.

„Eigentlich war es eine Gemeinheit, was ich tat!" gestand sich Marietta, als Maurice Kinkeldorp endgültig gegangen war.

XXXIV.

„Du bist ja jetzt eine große Dame geworden," schrieb Wilhelm Grützmacher, der Oberaufseher, an Marietta, „da kümmerst du dich ja wohl nicht mehr um so einen alten Kommißstiefel, wie ich es bin. Ich will dir nur mitteilen, daß es mir nicht besonders geht. Es hat hier eine kleine Revolte gegeben, und ich habe was abgekriegt dabei. Ein paar Tage habe ich im Lazarett gelegen. Jetzt bin ich wieder heraus, aber der Schädel brummt immer noch mächtig. Komm doch mal, wenn du kannst, zu mir."

Sie war hingefahren und hatte den Oberaufseher mit einem mächtigen Pflaster auf der Stirn im Lehnstuhl sitzend gefunden.

„Was ist denn los gewesen, Onkel?" fragte sie ihn, während sie wie in früheren Zeiten den Kaffeetisch deckte.

„Der Teufel ist losgewesen!" brummte er. „Sie haben einen Burschen gefangen, der soll jemand um die Ecke gebracht haben. Er ist das unbändigste Wildschwein, das ich in meinem Leben gesehen habe, erkläre ich dir. In der Stadt konnten sie ihn nicht halten. Er hat alles demoliert, was ihm unter die Finger kam, den Untersuchungsrichter, einen Schreiber und zwei Justizwachtmeister einbegriffen. Da haben sie ihn auf ein paar Monate zur Kur hierhergebracht. Die ersten Tage ging alles gut. Er war der artigste und netteste Mensch, und ich begriff nicht, daß er etwas ausgefressen haben sollte. Aber eines Nachts kriegte er seinen Koller. Sämtliche Gegenstände in seiner Zelle zerschlug er an der Tür. Als Lunge, der Aufseher, kam, brüllte er ihn an, es sei eine Wanze in seiner Zelle, und er wünschte, sofort herausgelassen zu werden. Stell dir das vor, wegen einer Wanze macht ein Mensch solchen Krach! Wenn sie hier alle in der Anstalt um jeden Stichling das Maul aufreißen wollten, dann könnte in ganz Berlin nachts kein Mensch ein Auge zutun vor dem Radau. Gut. Lunge nahm seinen Gummiknüppel und ging hinein zu dem Kerl, um ein Nachtgebet mit ihm zu sprechen. Er war aber kaum halb drin, da flog er schon wieder heraus. Eine Bettstelle hinterher, obgleich sie an die Wand angeschlossen war. Lunge läutete sofort Alarm. Darauf bin ich mit noch zwei anderen hinauf. Zu vieren sind wir über den Burschen hergefallen, nachher ist noch ein Kalfaktor hinzugekommen. Wir haben es geschafft, Marietta, aber ich erkläre dir, daß keiner von uns hinterher mehr so recht gewußt hat, wie er sitzen oder liegen sollte. Jetzt haben wir dem jungen Mann eine andere Wohnung angewiesen; sie ist danach eingerichtet, aufgeregte Leute zur Ruhe zu bringen, so still und so friedlich, eine richtige Heilstätte für kranke Nerven."

Wilhelm Grützmacher lachte in seinen grimmigen Schnauzbart hinein. Er nahm eines der Butterbrötchen, die Marietta zurechtgemacht hatte, und tunkte es in seinen Kaffee. Während er behaglich kaute, meinte er:

„Ich wollte eine Sache mit dir besprechen, Marietta. Eine komische Sache. Es wird ja nichts daran sein, aber man kann doch mal sehen. Hast du das kleine Medaillon noch, das du immer um den Hals trugst?"

(Fortsetzung folgt.)

Rätsel-Ecke der

Rösselsprung.

		ru-	den	klärt	pur-		
	glänzt	schwa-	pur-	glut	gold-	schwan	
nen	hig	gol-	ver-	der	wol-	der	me
die	boot	far-	ken	rü	da-	fur-	hol-
bahn	still	zieht	bend-	ben	schwenkt	ber	von
mein	a-	die	vo-	fährt	flut	de	chend

Silbenrätsel.

a — a — a — a — a — a — an — bel — bel — bi — cu — da — da — dant — de — de — de — de — din — dor — e — e — en — en — en — en — fri — ga — gen — gramm — i — i — i — ka — ka — — ko — kun — kun — la — la — le — le — le — li — li — ma — man — na — na — ne — ne — ne — ni — pel — ral — ri — rin — rin — ro — sa — se — se — se — se — see — ser — si — si — so — ta — te — te — ter — tha — vi — zar — zi.

Aus vorstehenden Silben sollen 13 Wortpaare von folgender Bedeutung gebildet werden. Die Endsilben der ersten sind gleich den Anfangssilben der zweiten Worte. Die Anfangsbuchstaben der gemeinsamen Silben ergeben eine beliebte Rätselart.

1. Wahlspruch — kleinste Zeiteinteilung. 2. bibl. Berg — weibl. Vorname. 3. Schmuck — Heiligenerzählung. 4. die heilige Schrift — König von Babylonien. 5. Gesangsstück — Staat in Südamerika. 6. Soldatenwohnung — Stadt in Italien. 7. hoher chines. Beamter — Baumbekleidung. 8. Muse der Komödie — Erdteil. 9. europ. Königreich — Hochtal der Alpen. 10. Musikstück — Drahtnachricht. 11. Wasserpflanze — Beistand im Duell. 12. Erdteil — Alpenpflanze. 13. Stadt a. d. Philippinen — Beleuchtungskörper.

Rösselsprung.

	chen	re-	hoff-	chen	
rung	wahr	la-	wa-	ten	der
der	ge-	nung	det	ist	sie
die	inn'	im	stal-	schön	dar
tr[illegible]g-	bil-	die	nung	stel-	ein
er-	hoff-	len	traum	nur	wie

Logogriph.

Mit a und i in der Geschichte
des Fortschritts glänzt mein Name licht,
doch seit mich Stephan überflügelt,
kaum noch ein einziger von mir spricht.
Mit a und u in deinem Garten
pflegst und beschneidest du mich gern.
Mit e und a wirst du mich finden,
willst du ein neues Heim dir gründen,
jenseits des Meers in weiter Fern'.

Zahlenrätsel.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Die Buchstaben, welche in der ersten Reihe, sowohl wagrecht als auch senkrecht, gleichlautend sind, ergeben:

1	2	3	4	5	6	7	8	3	9 schwedischer Dichter,
2	8	9	8	3	5	1	8	8	See in Bayern,
3	8	9	4	1	2	8	3		Verzeichnis,
4	5	6	4	8	5				Land in Asien,
5	8	3	8	4	6	8	5		griechische Sagengestalten,
6	8	1	1	8	3	2			Nachtisch,
7	8	5	5	4	9	1	8	5	früherer deutscher Politiker,
8	4	9	8	5	1	4	5	5	Untugend,
3	8	4	5	8	2	2	8		Apfelsorte,
9	8	7	4	3	9	8			Bodenbeschaffenheit.

Sprichwort-Rätsel.

A + B + C + (D—t) = E.

A: Nebenfluß der Weser; B: Gegenteil von „Ende"; C: Hilfszeitwort; D: Säbel, Waffe; E: bekanntes Sprichwort.

Auflösungen

Auflösung zum Kreuzworträtsel.

Senkrecht: 1. Erpel, 2. Ufa, 3. Boe, 4. Akten, 5. Taler, 7. Schah, 9. Trab, 12. Trieb, 13. Leber, 15. Akt, 16. All, 17. rar, 18. Uhr, 22. Unter, 24. Java, 26. Ampel, 27. Weide, 29. Sorge, 32. Kuh, 33. Bol.

Wagrecht: 5. Tarif, 6. Orkus, 8. Ate, 10. Allee, 11. Zeche, 12. Tal, 14. Ara, 16. Arber, 18. Uhu, 19. Kuli, 20. Bach, 21. Gut, 23. Leier, 25. Rad, 28. Bar, 30. Otter, 31. Korps, 32. Kap, 34. Radau, 35. Orgel.

Auflösung zum Silbenrätsel.

Der Gehorsam ist der Anfang aller Weisheit.

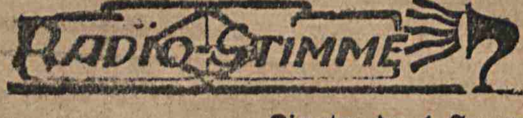
1. Donner, 2. Eifel, 3. Raabe, 4. Gondel, 5. Engadin, 6. Haarlem, 7. Orleans, 8. Relief, 9. Siebengestirn, 10. Abraham, 11. Möwe, 12. Iser, 13. Seife, 14. Tessin, 15. Dohle, 16. Ebenholz, 17. Reizker, 18. Artemis.

Auflösung zum Buchstaben-Tauschrätsel.

Last, Brite, Erbe, Kappe, Bau, Meise, Posten, Sumpf, Marder, Kelle, Mode, Hemd, Stern. — „Strauß' Salome".

Auflösung zum Füllrätsel.

Byron — Edith — Amsel — Meter — Grimm — Arche — Nizza — Nisnicz.



Dienstag, den 1. Januar.

Polen

Warschau 10.15 Gottesdienst, 12.10 Sinfonie-Matinee, 15.15 Konzert, 17.30 Verschiedenes, 19.20 Operette: „Eine Nacht in Venedig“.

Kattowitz Warschauer Programm.

Krakau 10.15 Gottesdienst, 11.56 Zeitzeichen, Fanfare, ferner: Warschauer Programm.

Posen 10.15 Gottesdienst, 15.15 Konzert, 18.40 Weihnachtskantaten, 8.55 Verschiedenes, 19.20 Operette: „Eine Nacht in Venedig“, 22.45 Tanzmusik.

Ausland

Berlin 9 Morgenfeier, 11.30 Vormittagskonzert, 16.30 Unterhaltungsmusik, 20 Operette: „Zigeunerliebe“.

Breslau 9.30 Zum neuen Jahr, 11 Morgenfeier, 12 Mittagskonzert, 14.55 Kinderstunde, 15.30 und 17.25 Unterhaltungskonzert, 18.35 Frauenterzette, 20 „Zigeunerliebe“.

Frankfurt 12 Morgenfeier, 13.30 Mittagsständchen, 15.05 Jugendstunde, 16 Konzert, 19.30 Cello-Konzert, 20.30 Neujahrs Abend.

Hamburg 13.05 und 14 Konzert, 18 Walzerlieder, 20 Deutscher Volksliederabend, 22.45 Tanzfunk, 1.30 Nachtmusik.

Köln 13 Mittagskonzert, 16 Jugendfunk, 16.30 Vesperkonzert, 20 Neujahrsball, 22.15 Konzert.

Wien 10.20 Orgelvortrag, 17.45 Kammermusik, 20.45 Posse. „Die verhängnisvolle Faschingsnacht“.